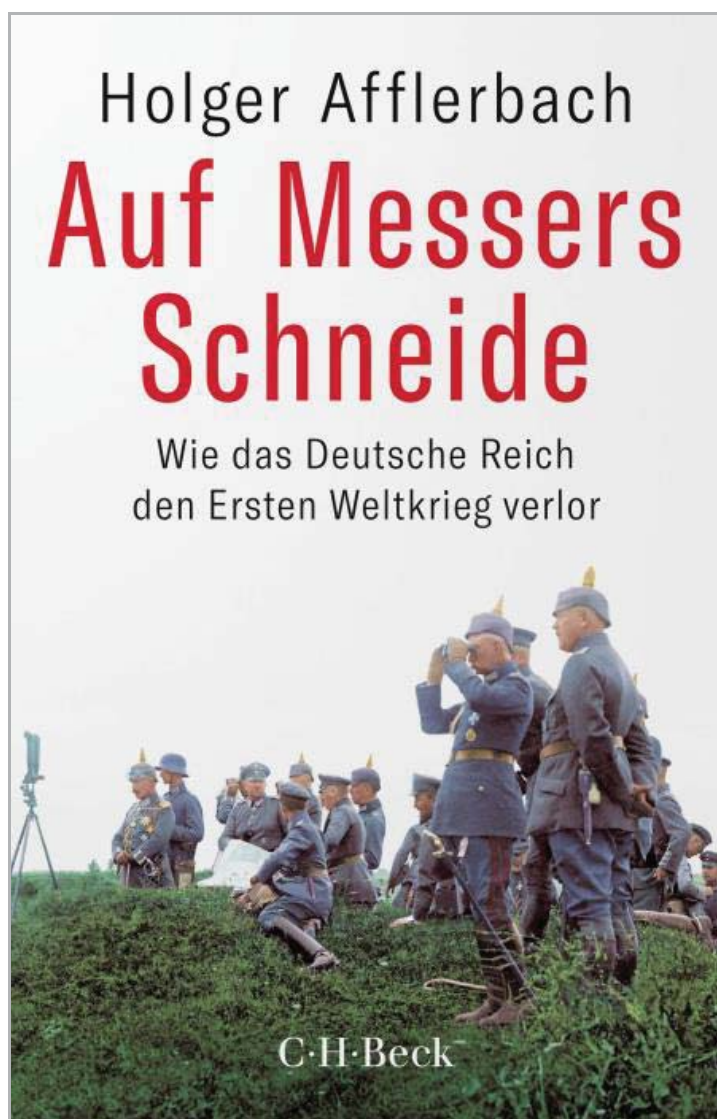


Unverkäufliche Leseprobe



Holger Afflerbach
Auf Messers Schneide

Wie das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg
verlor

2022. 664 S., mit 40 Abbildungen und 11 Karten
ISBN 978-3-406-77743-1

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/32450592>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Ein deutscher Sieg war schon nach dem Scheitern der Westoffensive im Herbst 1914 in weite Ferne gerückt. Doch gibt es nicht nur Sieg oder Niederlage. In seinem dicht argumentierenden, auf zahlreichen neuen Archivrecherchen basierenden Buch zeigt Holger Afflerbach, dass ein Unentschieden das logische Ergebnis des Ersten Weltkriegs gewesen wäre – wenn die deutsche Führung nicht schwere Fehler begangen hätte. Eine packende Erzählung dieses vierjährigen Ringens, das den europäischen Kontinent in den Abgrund riss.

«Ein anregendes und spannend zu lesendes Buch.»

Markus Pöhlmann, *Damals*

«Eine fundamentale Infragestellung der heutigen geschichtspolitischen Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges.» Herfried Münkler, *Die ZEIT*

Holger Afflerbach lehrt als Professor für Europäische Geschichte an der Universität Leeds. Er ist Autor zahlreicher Studien zum Ersten Weltkrieg und zieht in diesem Buch die Summe seiner jahrzehntelangen Forschungen. Bei C.H.Beck liegt von ihm vor: «Die Kunst der Niederlage» (2013).

Holger Afflerbach

AUF MESSERS SCHNEIDE

Wie das Deutsche Reich
den Ersten Weltkrieg verlor

C.H.Beck

Gewidmet meinem Großvater, Dott. Antonio Saviano (1900–1943),
Arzt, Autofreund, Bonvivant. Er war zu jung, um sich als Freiwilliger
melden zu können, fälschte daher seine Geburtsurkunde, angeblich,
um einem Priesterseminar zu entkommen, und kämpfte dann während
des Ersten Weltkriegs in der italienischen Armee.

Mit 40 Abbildungen und 11 Karten (© Peter Palm, Berlin) und 5 Tabellen

1., durchgesehene Auflage in Beck Paperback. 2022

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

www.chbeck.de

Gesetzt aus der Adobe Garamond und der Univers
bei Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlaggestaltung: Rothfos und Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Kaiser Wilhelm II. an einem westlichen Kriegsschauplatz, 1916

© bpk / Otto Haeckel

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN: 978 3 406 77743 1



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Einleitung	7
----------------------	---

I. Hybris: Im Bewusstsein der Stärke

1	Der Weg in den Krieg	17
2	«Es kann kaum noch schief gehen»: Der Schlieffen-Plan und sein Scheitern	50
3	Tannenberg und der Aufstieg Hindenburgs.	73
4	Das europäische Patt	86
5	Eine Strategie des Durchwurstelns? Das Kriegsjahr 1915	110
6	«Eine barbarische Rohheit ohne Gleichen»: Blockade, U-Boot-Krieg und der Kampf um die amerikanische Neutralität	137
7	Der «Potatobread-Spirit»: Die «Heimatfront» in den ersten zwei Kriegsjahren	160
8	Die Quadratur des Kreises: Falkenhayn und Verdun 1916	183
9	Von allen Seiten: Der alliierte Allfrontenangriff im Sommer 1916 und sein Scheitern	208

II. Klimax: Im Scheitelpunkt des Krieges

10	«Eigentlich kann nur ein Wunder uns retten»: Die deutsche Führung und die Kriegsaussichten im Herbst 1916. . . .	229
----	---	-----

11	Panischer Aktivismus: Die Radikalisierung der Kriegführung unter der dritten Obersten Heeresleitung	248
12	«Ein meisterhafter Coup»: Die Friedensfühler des Dezember 1916.	276
13	Das verspielte Remis: Der unbeschränkte U-Boot-Krieg und der Kriegseintritt der USA.	292

III. Nemesis: Die Niederlage der Mittelmächte und die Zerstörung des alten Europa

14	Die militärischen Entwicklungen im ersten Halbjahr 1917.	323
15	Die erste russische Revolution und die Chancen auf Frieden mit der russischen Demokratie	338
16	«Kriegspsychose»? Das Friedensangebot des Deutschen Reichstags und die Ablösung Bethmann Hollwegs . . .	351
17	«Die Entlarvung der Mittelmächte»? Sieg und Friedensschluss im Osten	365
18	«Glänzend, aber hoffnungslos»: Die Lage des Deutschen Reiches um die Jahreswende 1917/18.	398
19	«Ludendorffs Hammer»: Der Angriff im Westen 1918 .	422
20	«Jetzt war der Krieg verloren»: Der militärische Zusammenbruch der Mittelmächte.	458
21	«Als Sieger brutal, als Besiegte verächtlich»: Deutschlands Weg aus dem Krieg	478
	Eine schreckliche Rechnung ist aufgelaufen und muss bezahlt werden	507

Anhang

Danksagung	524	– Abkürzungen	526	– Anmerkungen	527	–			
Bibliographie	604	– Kartenverzeichnis	649	– Bildnachweis	650	– Personenregister	651	– Ortsregister	659

Einleitung

Am 26. Oktober 1918 meldete sich der schwedische Militärattaché, Oberst Nils Adlercreutz, beim Chef des deutschen militärischen Nachrichtendienstes, Oberstleutnant Nicolai, der, wie viele andere Europäer in diesen Monaten, grippekrank im Bett lag. Adlercreutz entschuldigte sich bei Nicolai, der für die Betreuung der ausländischen Militärattachés zuständig war, für sein ungewöhnliches, aber dringendes Anliegen. Das, «was er jetzt tue, entspräche zwar nicht seinen Pflichten als neutraler Militärattaché, nachdem er aber vier Jahre lang unseren militärischen Kampf miterlebt habe, fühle er sich als Soldat und Kamerad verpflichtet zu sprechen. Er beschwöre mich, dass wir die Waffen nicht niederlegen, er kenne die Berichte seiner Kameraden aus Paris und London. Ich frage nicht nach Einzelheiten, entnehme aber aus seinen Andeutungen, dass in beiden Hauptstädten und Regierungen dieselben inneren Schwierigkeiten gegen die Fortsetzung des Krieges beständen, wie bei uns und der feindliche Kampfwille vor dem Zusammenbrechen gegenüber der auch ihnen drohenden bolschewistischen Gefahr stehe, wenn Deutschland festbliebe.» Nicolai dankte dem schwedischen Obristen für seine Intervention, doch sie käme zu spät, «da Ludendorff heute Vormittag entlassen sei».¹

Sicherlich war Ende Oktober 1918 ein später und exzentrischer Moment, die deutsche Führung zu weiterem Widerstand aufzufordern. Doch Adlercreutz war nicht der einzige, der meinte, Deutschland müsse und dürfe noch nicht aufgeben. Walther Rathenau, Chef der AEG, zeitweise Leiter der Kriegsrohstoffabteilung im preußischen Kriegsministerium und später Außenminister der Weimarer Republik, träumte in diesen Tagen von einer «levée en masse», von einem Wiederaufflammen des deutschen Widerstandsgeists.² Regierung und Oberste Heeresleitung diskutierten in sich jagenden Sitzungen die Möglichkeit zu weiterem Widerstand. Selbst in diesem dramatischen Augenblick, in dem Reiche und Millionenheere

zerfielen und die kriegführenden Gesellschaften vor der Revolution standen, gab es bei vielen intelligenten und kritischen Zeitgenossen Zweifel, ob das Deutsche Reich militärisch besiegt sei, ob die deutsche Führung nicht zu früh die Nerven verloren habe und alle Mittel zum erfolgreichen Widerstand tatsächlich erschöpft waren. Diese Zweifel sollten, in Form der Dolchstoßlegende, später noch geschichtsmächtig werden und viel Schaden anrichten.³

Der Unglaube des Herbstes 1918, dass Deutschland den Krieg verloren habe, spiegelt die Tatsache wider, dass die Zeitgenossen einen anderen Ausgang erwartet hatten. Selbst jene, die als Pessimisten oder Realisten galten, wurden von der Heftigkeit und Plötzlichkeit des Zusammenbruchs überrascht. Die Gegner hatten sich noch einige Monate zuvor «mit dem Rücken zur Wand» gesehen,⁴ und der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann, dessen Name das Synonym für einen Verständigungsfrieden war, hatte Anfang 1917 seiner Überzeugung Ausdruck verliehen, dass Deutschland bis Kriegsende seine militärische Überlegenheit werde behaupten können.⁵

Die historische Perspektive veränderte das Urteil. Die Niederlage der Zentralmächte im Herbst 1918 wirkt in der Rückschau wie das hochwahrscheinliche Resultat des Krieges, als Sieg der bei weitem stärkeren Partei. Die wahre Frage des Ersten Weltkrieges laute, wie der amerikanische Historiker Jay Winter urteilte, warum Deutschland und seine Verbündeten überhaupt so lange durchhalten konnten.⁶ Aus der Erfahrung zweier verlorener Weltkriege heraus wirkt die Idee, dass Deutschland über Jahre hinweg für praktisch unbesiegbar gehalten wurde, fast lächerlich. Die Kritik an diesem Glauben ist auch durchaus berechtigt; wir blicken auf ein katastrophales Scheitern der deutschen Politik und nichts kann und darf diese Erkenntnis verwässern. Und doch ist unsere Sicht unausweichlich durch die Erfahrung der Weltkriege geprägt. Die Idee, dass Deutschland den Ersten Weltkrieg verlieren musste und dass dies sehr früh feststand, ist unhistorisch und lenkt von dem Faktum ab, dass der Krieg sehr lange «auf Messers Schneide» stand und auch anders hätte ausgehen können. In welchem Umfang dies der Fall war, ist eine zentrale Frage dieses Buches. Hier sollen zwar nicht mit «was wäre, wenn»-Argumenten unfruchtbare Gedankenspiele getrieben werden, etwa in dem Stil von Schriften der Zwischenkriegszeit wie dem Buch des Generals Max Hoffmann mit dem bezeichnenden Titel «Der Krieg der versäumten Gelegenheiten».

Sein sehr lange offenes Ergebnis – so meinte beispielsweise der britische Premierminister David Lloyd George in seinen Memoiren, dass der Krieg leicht anders hätte ausgehen können⁷ – ist aber unverzichtbar, um die Radikalisierung des Krieges zu verstehen und die faktische Unmöglichkeit eines akzeptablen Friedens; die Härte der Sieger und gleichzeitig die fehlende Bereitschaft des Verlierers, das Ergebnis zu akzeptieren.

Daran knüpfen sich eine ganze Reihe von weiteren Fragen, nämlich die nach den militärischen Operationen, die nach den Kriegszielen und die nach einem Kompromissfrieden. Standen die deutschen Kriegsziele einem politischen Kriegsende im Weg, als sich zeigte, dass der Krieg militärisch nicht schnell zu entscheiden war? Was wollte die deutsche Gesellschaft durch den Krieg politisch erreichen? Hierauf kann es keine einzelne Antwort geben, nur Antworten, die sowohl die sich oft widersprechenden Entscheidungszentren des kaiserlichen Deutschland in den Blick nehmen als auch die sich wandelnden militärischen und politischen Umstände dieser viereinhalb Jahre Krieg berücksichtigen müssen, um Brüche, Entwicklungslinien und auch Kontinuitäten aufzeigen zu können. Um die deutsche Gesellschaft besser fassen zu können, habe ich auf Hans-Ulrich Wehlers Modell der «Herrschaftszentren» zurückgegriffen, also Kaiser und Hof, Reichskanzler und Diplomatie, den Reichstag, auch als Spiegel der deutschen Öffentlichkeit, und das Militär, vor allem die OHL und die Marineführung.⁸ Auch Wehlers Vorstellung vom «polykratischen Chaos» erwies sich als hilfreich.

Natürlich spielt das militärische Geschehen bei der Frage, wie und warum das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor, eine zentrale Rolle. In diesem Buch geht es daher auch um Schlachten und ihre Folgen, es geht um strategische Weichenstellungen und ihre Gründe, ihre Befürworter und Gegner; es geht darum, wie die Beurteilung militärischer Möglichkeiten durch die verschiedenen Herrschaftszentren die politischen Ziele beeinflusste und umgekehrt, und auch, wie sich die politischen und militärischen Strukturen des Deutschen Reiches und die individuellen Besonderheiten einzelner Hauptakteure auf diese Strategie auswirkten.

Ich glaube, ein Buch über einen kriegführenden Staat, das mit der nationalen notwendigerweise nur einer Teilperspektive auf das fast globale Geschehen folgt, rechtfertigen zu können, obwohl ich keinesfalls bestreite, dass Krieg grundsätzlich hochgradig interaktiv ist und daher nach einem inter- oder transnationalen Ansatz verlangt, wie ihn beispiels-

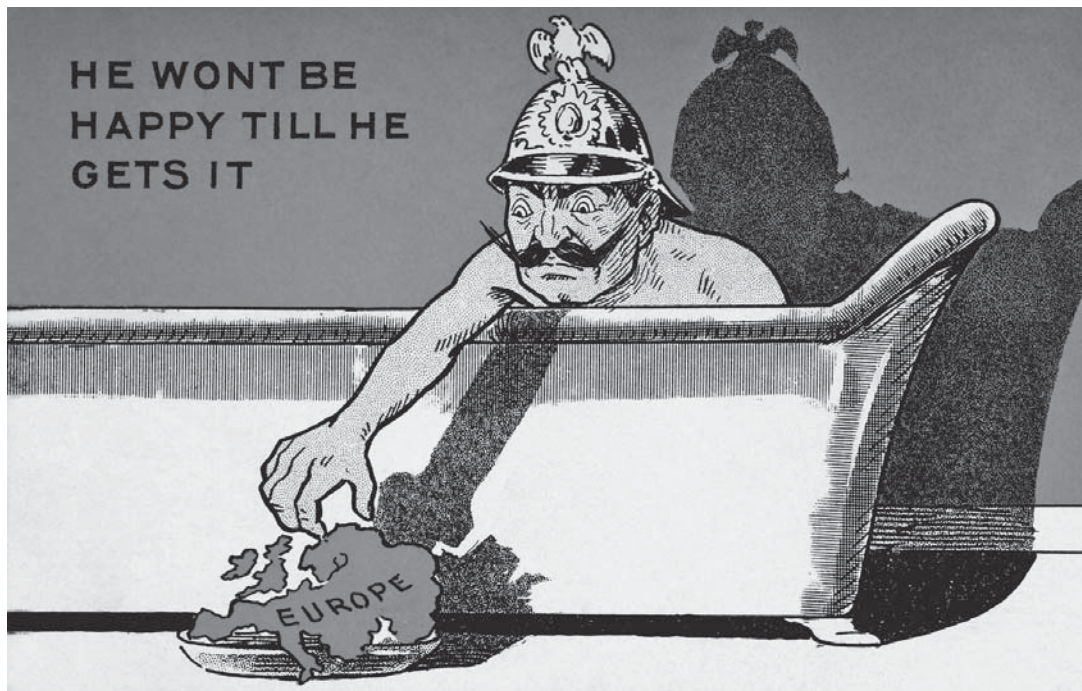


Abb. 1 Wilhelm II. – das Symbol des deutschen Imperialismus

weise Jay Winter, Hew Strachan, David Stevenson, Adam Tooze oder Jörn Leonhard in ihren Geschichten des Ersten Weltkriegs umgesetzt haben.⁹ Und doch halte ich eine «nationale» Perspektive für legitim und erkenntnisbringend. Sie war schließlich die der damals Handelnden und erlaubt uns daher die Rekonstruktion und damit das Verstehen ihrer Entscheidungen. Verstehen bedeutet selbstverständlich nicht Billigung und darf auch nicht mit dem Versuch der Entlastung gleichgesetzt werden.

Die Beschränkung auf das Deutsche Reich erlaubt außerdem einigermaßen detaillierte Antworten auf die Frage nach den Kriegszielen. Den politischen Willen «der» deutschen Gesellschaft des Ersten Weltkriegs zu ermitteln, ist unmöglich. Das Deutsche Reich hatte 1914 etwa 65 Millionen Einwohner und hob während des Krieges über 13 Millionen Soldaten aus. Die Zahlen allein machen deutlich, dass es letztlich nur darum gehen kann, Eindrücke aus den Quellen zu verdichten und Plausibilitäten anzubieten. Es geht darum zu zeigen, wie bestimmte Ansichten entstanden, sich durchsetzten und im politischen und militärischen Handeln niederschlugen. Oder, wie Thomas Nipperdey gesagt hätte, es geht auch darum, die «Nebenstimmen» und die «Hauptstimmen» zu unterscheiden, und das in einem gewaltigen Chor, der eine solche Unterscheidung unter-

schiedlicher Stimmen ungeheuer erschwert.¹⁰ Hier könnte eine endlose theoretische Literatur, angefangen bei Jürgen Habermas, herangezogen werden, um der Frage nach dem politischen Wollen und dem kommunikativen Handeln intellektuellen Glanz zu verleihen.¹¹ Letztlich wird in diesem Buch aber mit dem Werkzeug des Historikers operiert, der versucht, aus möglichst vielen unterschiedlichen Quellen wie Tagebüchern, Briefen, Parlamentsreden, amtlichen Schreiben militärischer und ziviler Herkunft, Autobiographien und bisweilen auch Photographien eine möglichst dichte Beschreibung der damaligen Vorgänge und ein möglichst plausibles Bild der Entscheidungsvorgänge und des «Willens» der Mehrheit, oder der sich durchsetzenden Minderheit, zu rekonstruieren.¹²

Das wissenschaftliche Motiv für dieses Buch ist, dass die Standardinterpretation der deutschen Politik und Strategie im Ersten Weltkrieg meines Erachtens in die Irre geht und einer Korrektur bedarf; einer Korrektur, die übrigens schon mehrfach von hochkompetenten Wissenschaftlern wie etwa Georges-Henri Soutou versucht wurde, ohne dauerhafte Erfolge gegen den Mainstream zu erzielen.¹³ Dieser Konsens geht in die Richtung, in der Nachfolge Fritz Fischers dem Deutschen Reich weitausgreifende imperiale Pläne zuzuschreiben, die es in diesem Krieg habe verwirklichen wollen, und an denen es, vor allem unter der praktisch diktatorischen Führung der Militärs, allzu lange festhielt. Vor allem in der angelsächsischen Literatur scheint mir diese Sicht der Dinge fest verankert und hat die Funktion eines dominanten Narrativs und auch einer Sinnstiftung des Ersten Weltkriegs. Wenn das Deutsche Reich abenteuerliche Eroberungspläne hatte, dann war es im Interesse der Freiheit und der Menschheit unbedingt notwendig, diese zurückzuschlagen.

Diese Fragen wurden vor Jahrzehnten erregt diskutiert, vor allem im Umfeld der Fischer-Kontroverse.¹⁴ Diese brachte auch die Bücher hervor, die bis heute die Standardwerke zum Thema sind. Es handelt sich um Fritz Fischers «Griff nach der Weltmacht», das zentrale Buch über deutsche Kriegsziele, und Gerhard Ritters «Staatskunst und Kriegshandwerk». In vier Bänden untersuchte Ritter das Verhältnis von Politik und Militär in Deutschland; zweieinviertel der Bände beschäftigen sich, als Gegenwerk zu Fischer konzipiert, mit dem Ersten Weltkrieg. Beide Bücher sind exzellente Forschungsleistungen, aber zeitgebunden; Ritters Werk wird von Historikern sogar als «weitgehend vergessen» bezeichnet.¹⁵ Die dichte und auch feindselige Debatte führte selbst bei den Protagonisten zu

Ermüdungserscheinungen. Gerhard Ritter klagte kurz vor seinem Tod, ihm hänge «das Herumstreiten mit Fischer zum Halse heraus».¹⁶ Und spätestens ab Mitte der 1970er Jahre geriet das so heißdiskutierte Thema der deutschen Kriegsziele und politischen und militärischen Strategie zunehmend außer Sicht. Vielleicht galt es nach den jahrzehntelangen kolossalen Forschungsanstrengungen als ausgeforscht. Vielleicht spielte auch eine Rolle, dass die erwähnten Werke bereits auf ungewöhnlich dichten Studien und Quelleneditionen basierten, von denen Teile schon in der Zwischenkriegszeit publiziert worden waren. Damit schienen Forschungen zu grundsätzlich anderen Fragen, wie etwa der Sozialgeschichte des Krieges, dringender als weitere Studien zu den Themen Strategie, Kriegsziele und Politik. Von dort entwickelte sich das Interesse an der Mentalitäts- und Alltagsgeschichte, an der Kulturgeschichte, der Geschichte der Heimat und der Frauen im Ersten Weltkrieg, der Minderheiten und Deserteure und schließlich am Konzept der «Gewaltgeschichte».¹⁷

Diese Forschungen haben eine Reihe interessanter und innovativer Studien hervorgebracht und viele neue Sichtweisen auf das Geschehen eröffnet. Doch sie liefern in zunehmender Ausschließlichkeit die Geschichte von «Opfern» des Krieges. Was die «Verantwortlichen» angeht, die politischen und militärischen Entscheidungsträger, leben wir von Forschungen, die inzwischen fast sechzig Jahre alt sind. Ihr Alter allein wäre ein unzureichender Grund, sich diesem Thema wieder zuzuwenden. Doch stehen uns heute auch eine Reihe zusätzlicher Quellen zur Verfügung, die ergänzende Einblicke ermöglichen. Ich möchte hier beispielsweise die Lyncker-Kriegsbriefe hervorheben, die ein ganz ausgezeichneter Seismograph für die Stimmungen und Hoffnungen in der deutschen Führung sind, sowie die bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen von Oberstleutnant Nicolai, dem Chef des militärischen Geheimdienstes.

Hinzu kommen aber auch neue Sichtweisen und Deutungen der politischen und strategischen Weichenstellungen Deutschlands im Ersten Weltkrieg, die nicht mehr vom «*irae et studio*» der Zeitgenossen geprägt sind. Der Erste Weltkrieg ist inzwischen Geschichte; eine sehr unglückliche, aber eine vergangene; und es geht nicht mehr um Schuldzuweisungen oder deren Abwehr, sondern um das Verstehen, wie es dazu kommen konnte und warum sich der Krieg so entwickelte, wie er es tat.

Dieser Konflikt hätte als Remis enden können und, wie ich hier dar-

legen werde, fast müssen, und die deutsche Führung musste schwere Fehler begehen, um ihn zu verlieren. Diese Fehler, und ihr Kontext, werden hier analysiert. Dabei sollen die Zusammenhänge zwischen politischen und strategischen Entscheidungen und den Überzeugungen der deutschen Gesellschaft herausgearbeitet werden. Dies wird deutlich machen, wie zentral der knappe Ausgang des Krieges für die weitere Entwicklung des 20. Jahrhunderts war.

I

**HYBRIS:
IM BEWUSSTSEIN
DER STÄRKE**

1

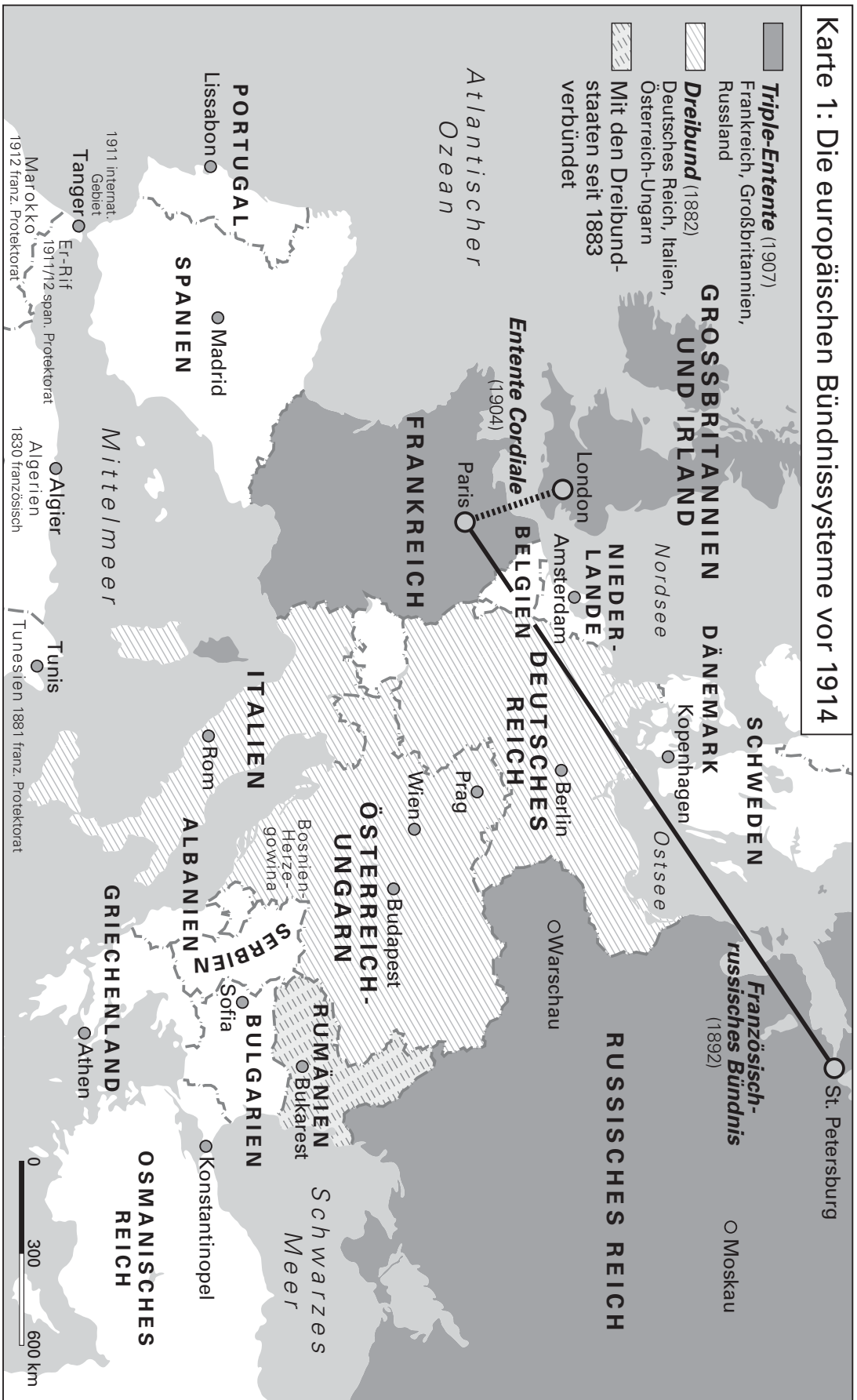
Der Weg in den Krieg

Und wenn die Welt voll Teufel wär
und wollt uns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so sehr,
es soll uns doch gelingen.

Martin Luther, Eine feste Burg ist unser Gott

Am 31. Juli 1914, nach der Ausrufung des «Zustandes drohender Kriegsgefahr», eilte der bayerische Militärbevollmächtigte in Berlin, General v. Wenninger, ins Kriegsministerium. «Überall strahlende Gesichter, Händeschütteln auf den Gängen, man gratuliert sich, daß man über den Graben ist. Gerüchte von dem Ultimatum auch an Frankreich – einer meint, ob dies denn nötig sei, sich auch Frankreich aufzupacken, das sich doch wie ein Karnickel drücke; General v. Wild meint: «Nur wir möchten die Brüder doch auch dabei haben.»¹ Ähnliche Siegesgewissheit beseelte offenbar die gesamte Führungsspitze der Armee. Der kaiserliche Flügeladjutant Max von Mutius, der an den entscheidenden Beratungen um Krieg und Frieden Ende Juli und Anfang August 1914 teilgenommen hatte, schrieb in seinen Erinnerungen: «Über die weiteren Chancen und die Dauer des Krieges zerbrach ich mir absichtlich nicht den Kopf. Dass wir ihn aber schließlich irgendwie gewinnen würden, das war glücklicherweise unser aller Überzeugung.»²

Der Leichtsinn, mit dem diese Soldaten den Ausbruch eines Weltkriegs bejubelten, wirkt umso erstaunlicher, als niemand sich über die



Ausmaße des kommenden Krieges täuschen konnte. Ein Weltkrieg war von vielen Zeitgenossen als europäische Katastrophe gefürchtet worden.³ Das war auch nicht verwunderlich angesichts der Ausmaße des kommenden Konflikts. Schon seit den 1870er Jahren glaubten militärische Planer, Politiker und auch die breitere Öffentlichkeit, dass ein zukünftiger Krieg in Europa sich nicht begrenzen lassen, sondern eine kontinentale Auseinandersetzung werden würde. Der sozialdemokratische Abgeordnete Georg Ledebour stellte im Juni 1913 im Reichstag fest, es sei seit Jahrzehnten eine selbstverständliche Tatsache, dass ein Krieg, sollte er ausbrechen, ein europäischer Koalitionskrieg sein werde.⁴ Die Ursachen dafür waren die europäische Machtdynamik und vor allem die sich gegenüberstehenden Allianzsysteme, nämlich der Dreibund zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien von 1882 und seine in der Sprache der Zeit als britisch-französisch-russischer «Dreiverband» oder «Triple Entente» bezeichneten Gegner. Es handelte sich dabei um ein Geflecht aus Allianzen und Absprachen, das aus der französisch-russischen Allianz von 1892, der französisch-britischen Entente Cordiale von 1904 und einem britisch-russischen Vertrag von 1907 bestand.

Doch die Größe des Konflikts war nur ein Aspekt, der eigentlich abschreckend hätte wirken müssen. Hinzu kamen die waffentechnischen Entwicklungen in den Jahrzehnten vor 1914, die Erfindung von Flugzeugen und U-Booten, die Einführung von Lastwagen und Funk, vor allem die gewaltige Steigerung der Feuerkraft durch verbesserte Artillerie, durch Maschinengewehre (im deutschen Heer 1901 eingeführt⁵) und mehrschüssige Magazingewehre. Sorgfältige Untersuchungen des Kriegsbilds vor 1914 und Auswertungen der militärischen Fachzeitschriften dieser Zeit haben ergeben, dass die Experten die technischen Entwicklungen richtig einschätzten und verstanden, was die Steigerung der Feuerkraft für das Gefecht der Zukunft bedeuten würde.⁶ Ein Kontinentalkrieg zwischen den europäischen Allianzen würde wegen des Standes der Waffentechnik und der Größe der aufeinanderprallenden Heere kein «frisch-fröhlicher Krieg», sondern eine verheerende Katastrophe sein. So unterschiedliche Zeitgenossen wie Marx' Weggefährte Friedrich Engels, der Sozialdemokrat August Bebel und der Generalstabschef Helmuth v. Moltke (der Ältere) sahen voraus, dass jeder europäische Krieg ein gewaltiger Kontinentalkrieg sein werde, in dem Millionenheere jahrelang gegeneinander kämpfen würden.

Und doch jubelten die Soldaten des Kriegsministeriums bei der Mobilmachung; vielleicht auch, weil sie geglaubt hatten, ihre militärische Karriere ganz im Frieden verbringen zu müssen und einen Krieg nicht mehr erleben zu dürfen. Aus der Einsicht in die Größe und Vernichtungskraft eines Zukunftskrieges wurden nämlich zwei gegenläufige Folgerungen gezogen, die letztlich beide dazu beitragen sollten, den Krieg auszulösen. Die erste war ein weitverbreitetes Gefühl, dass eine solch apokalyptische Auseinandersetzung zwar eintreten könne, aber, wegen ihrer Unkontrollierbarkeit, wohl nicht so leicht eintreten werde.⁷ Der polnische Bankier Ivan Bloch schrieb ein mehrbändiges Buch über die Auswirkungen des modernen Krieges, die er für so vernichtend ansah, dass er Kriege zwischen den Großmächten für politischen Selbstmord hielt.⁸ Im Tenor ähnliche politische Arbeiten erschienen bis 1914 mehrere. 1910 publizierte Norman Angell eine Schrift mit dem Titel «The Great Illusion», in der er es für unmöglich erklärte, dass es in einem modernen Krieg einen Sieger geben könne; sie wurde sofort in mehrere Sprachen übersetzt. Der deutsche Diplomat Richard v. Kühlmann gab 1913 ein Buch mit der Titel «Deutsche Weltpolitik und kein Krieg» heraus, in dem er jede nationale Notwendigkeit für einen Krieg verneinte.⁹ Der Sekretär von Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, Kurt Riezler, verfasste ein Büchlein «Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart».¹⁰ Dieses im Herbst 1913 geschriebene Werk vertrat die Ansicht, dass trotz starker nationalistischer Tendenzen ein großer Krieg zwischen den europäischen Bündnissystemen unwahrscheinlich, ja wegen der verheerenden Konsequenzen eines großen Krieges praktisch unmöglich sei. «Die Bündnissysteme verdunkeln also jede Kalkulation und sind schon deshalb eminent friedenserhaltend.»¹¹ Diese Erwartung senkte das Risikobewusstsein, was sich während der Julikrise fatal bemerkbar machen sollte.

Die zweite Folgerung ging in die entgegengesetzte Richtung. Sie verkannte nicht, dass ein europäischer Kontinentalkrieg extreme Gefahren mit sich bringen würde, suchte ihn aber trotzdem führbar zu machen. Viele Soldaten und Politiker der Epoche glaubten, dass der Krieg ein permanentes Element der Politik sei und daher ein unentrinnbares Schicksal. Auf ewigen Frieden zu vertrauen, schien naiv und gefährlich; daher war es notwendig, sich der Herausforderung zu stellen, auch einen europäischen Kontinentalkrieg vorzubereiten, ihn führen und gewinnen zu können. Trotz der Gefahren und Unwägbarkeiten brannten viele Soldaten darauf,

sich dieser Probe zu stellen; und die Armeen des kaiserlichen Deutschland strotzten vor Selbstbewusstsein, sie letztlich zu bestehen.¹² Der größte Teil dieses optimistischen Glaubens an das eigene militärische Können basierte auf vergangenen Erfolgen, vor allem dem Sieg von 1871 gegen Frankreich. In den Einigungskriegen hatte sich gezeigt, dass Preußen/Deutschland seinen Nachbarn Österreich und Frankreich in einer isolierten Auseinandersetzung militärisch eindeutig überlegen war – und zwar zahlenmäßig wie auch methodisch, unter anderem durch systematische Generalstabsarbeit und geschickten Einsatz der Eisenbahn bei Aufmarsch und Mobilisierung. Selbstverständlich gab es immer wieder auch warnende Stimmen, sich nicht zu sehr auf Erfolge der Vergangenheit zu verlassen. Generalstabschef Graf Waldersee schrieb 1891: «Man lebt von unseren Erfolgen von 1870, hat die Zuversicht, daß unsere Armee jeder anderen überlegen ist, und weiß natürlich die Verhältnisse dieser anderen Armeen nicht richtig zu beurteilen.»¹³ Dieses Überlegenheitsgefühl wurde in der Regierungszeit Wilhelms II. durch ein rasantes Wachstum von Bevölkerung und Industrieproduktion weiter angeheizt. Das Kaiserreich war, nach Russland, 1914 die bevölkerungsstärkste Nation in Europa mit etwa 65 Millionen Einwohnern, während Frankreich, als wahrscheinlicher Hauptgegner, in seinem Wachstum stagnierte und nur vierzig Millionen Einwohner hatte.

Die deutsche Öffentlichkeit fühlte sich als militärische Hegemonialmacht Europas. Das lag teilweise an einem «Kanonen-, Soldaten- und Schiffezählen», also dem Ressourcenvergleich Deutschlands mit seinen wahrscheinlichen Gegnern,¹⁴ nämlich dem russisch-französischen Zweibund. Es basierte aber auch auf dem gewaltigen Rückhalt, den die Armee in der deutschen Bevölkerung besaß, und dem Vertrauen in die Kompetenz der militärischen Führung. Die Streitkräfte wurden nicht als notwendiges Übel akzeptiert, sondern waren Gegenstand des Stolzes und der Verehrung; eine Haltung, die auch als wilhelminische Militärfreudigkeit oder -frömmigkeit beschrieben wurde.¹⁵ Das Phänomen des «Folklore-militarismus» war zeitgenössisch und nicht auf Deutschland beschränkt,¹⁶ hier aber doch besonders ausgeprägt. Das Militär gehörte zum Leben fast aller Männer des Kaiserreichs, denn zum aktiven Militärdienst kam der Reservistenstatus. Die regional organisierten Kriegervereine waren mit fast drei Millionen Mitgliedern die größte Massenorganisation des Kaiserreichs, größer als alle Parteien, größer als die Gewerkschaften.¹⁷

Der Glaube an die Notwendigkeit einer starken Armee zur Landesverteidigung und der Stolz auf die erfolgreiche Streitmacht, die die deutsche Einheit in drei siegreichen Kriegen erkämpft hatte, gehörten zum Zeitgeist. Dieses übersteigerte Selbstbewusstsein, das sich auch in einem kulturellen Überlegenheitsgefühl äußerte, war in den Augen kritischer Zeitgenossen und erst recht aus späterer Sicht das Resultat ungerechtfertigter Hybris. Friedrich Nietzsche kritisierte in seinen «Unzeitgemäßen Betrachtungen», es sei «der Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des ‹Deutschen Reiches›» gleichgekommen.¹⁸ Auch andere prangerten den Militärgeist an. Die Sozialdemokraten bemängelten die schroffen Klassenstrukturen der Armee und favorisierten eine anders organisierte Verteidigung (ein Milizheer). Und doch dominierte insgesamt, wohl auch bei der Wählerschaft der SPD, der Glaube, dass diese vom Volk getragene Armee jeder Widrigkeit zu trotzen in der Lage sein würde. Oft finden sich in den Quellen aus jener Zeit die zuversichtlichen Lutherworte «Und wenn die Welt voll Teufel wär ... es soll uns doch gelingen».¹⁹

Hinzu kam das Vertrauen des Militärs, auch die Probleme, die durch den Fortschritt der Waffentechnik und die Ausweitung des Krieges durch die europäischen Bündnissysteme zu erwarten waren, lösen zu können. Die militärischen Planungen für den Kriegsfall waren in den ersten Jahren nach der Reichseinigung noch von einem Geist des Realismus geprägt gewesen. Der ältere Moltke (Generalstabschef bis 1890) hatte das Deutsche Reich auf einen Zweifrontenkrieg vorbereitet, in dem er in der Defensive bleiben wollte, ohne aber offensive Teilschläge auszuschließen. Das bedeutete gleichzeitig den Verzicht auf eine rasche Entscheidung oder einen militärischen Totalsieg, den Moltke für unwahrscheinlich hielt. Er verwies auf die Schwierigkeiten, die Deutschland nach dem Sieg bei Sedan 1870 gehabt habe, den Deutsch-Französischen Krieg zu Ende zu bringen, nachdem die französische Feldarmee bereits fast vollständig vernichtet worden war. Moltke wollte den Krieg nach begrenzten Schlägen durch Separatfrieden beenden,²⁰ was trotz seiner Warnungen vor der Leidenschaftlichkeit des Volkskriegs von der optimistischen Erwartung ausging, dass ein solcher Kompromissfriede zu erreichen sein würde.

Dies war ein realistisches Szenario, aber auch ein unattraktives. Moltkes zweiter Nachfolger, Alfred Graf Schlieffen (Generalstabschef 1891–1906), veränderte den Kriegsplan in drastischer Weise, und zwar in einer, die ihn zum Heros des Generalstabs machen sollte. Anders als Moltke

besaß er zwar nicht den Nimbus des erfolgreichen Feldherrn der Einigungskriege, aber er erwarb sich den Ruf einer gewaltigen strategischen Autorität, weil er neue und originelle Antworten auf die Herausforderungen des modernen Krieges gefunden zu haben schien. Auch Schlieffen verkannte nicht die Probleme, die durch die Fortschritte der Waffentechnik entstanden; diese begünstigten die Defensive und drohten einen Angriff ungeheuer zu erschweren. Ebenso wie die Kriegsgegner, die einen großen Krieg für Selbstmord hielten, hatte auch er die Auswirkungen der gewaltig gesteigerten Feuerkraft nicht übersehen. Zudem führte er, ähnlich wie Bloch, in seiner Schrift «Der Krieg der Gegenwart» aus, dass durch die Vernetzung der modernen Volkswirtschaften ein langer Krieg zum Zusammenbruch der Gesellschaften führen müsse. Seine Schlussfolgerungen waren aber andere: Sein Anliegen war nicht die Kriegsvermeidung, sondern den Krieg durch Weiterentwicklung der Taktik und Strategie wieder führbar zu machen. Deshalb legte er großen Wert auf vergleichsweise kurze, entscheidende Operationen, und deshalb suchte er eine lange und ausgedehnte Auseinandersetzung, wie sie der ältere Moltke hatte kommen sehen, zu vermeiden.²¹ Er modifizierte deshalb die deutschen Kriegsplanungen entscheidend und entwickelte die strategischen Dispositionen, die seinen Namen tragen.

Die Anpassungen erfolgten zunächst aus technischen Gründen. Neue russische Fortifikationen erschwerten die von dem älteren Moltke geplanten begrenzten Offensiven gegen das Zarenreich. Hinzu kam die Einsicht, dass das Gelände im Osten ungünstig war und ein rascher Erfolg unvollständig bleiben musste, da sich die Russen immer ins Landesinnere zurückziehen konnten. Schrittweise veränderte Schlieffen daraufhin die Kriegspläne. Die Truppen, die er im Westen aufmarschieren lassen wollte, wurden immer umfangreicher – auf Kosten der Stärke im Osten. Schlieffen erhöhte das Verhältnis von Truppen im Westen und Osten von 2:1 auf 4:1, um schließlich bei 8:1 zu landen.²² Zwar ließ er auch weiterhin einen Ostaufmarsch bearbeiten, aber zunehmend wandte er sich dem Problem der Entscheidungsfindung im Westen zu. Kriegsgeschichtliche Studien, etwa über die Überflügelungsschlacht bei Cannae oder die Missachtung der Neutralität Dritter in der Schlacht bei Ulm durch Napoleon, bestärkten ihn in der Absicht, den Gegner durch Überflügelung zu schlagen, im Kriegsfall die Entscheidung im Westen zu suchen und dabei auch die Neutralität Luxemburgs, Belgiens oder der Niederlande zu verletzen, um

die Franzosen ausflankieren und den Frontalangriff vermeiden zu können. Die Entwicklung erfolgte schrittweise. Im Jahre 1897 gab Schlieffen erstmals den Gedanken auf, den Durchbruch an der stark befestigten französischen Ostgrenze zu versuchen, und schlug vor, durch Belgien zu marschieren.²³

Wenn alles wie geplant gelaufen wäre, hätte Deutschland an jeder Front mit zahlenmäßiger Überlegenheit operieren können: zuerst im Westen, und wenn die langsam mobilisierenden Russen schließlich im Feld standen, würden die Truppen aus dem Westen bereits wieder verfügbar sein und in den Osten transportiert werden können. Schlieffen wollte den Sieg – das war wohl das Bestechendste an seinem Plan – durch größere Zahlen auf dem Schlachtfeld erreichen.²⁴ Und doch war sein Konzept extrem waghalsig, da es keinerlei Spielraum ließ; alle Operationen mussten wie die Räder eines Uhrwerks ineinandergreifen, andernfalls war das Scheitern vorprogrammiert. Es wurde von den Generalstabsoffizieren aber enthusiastisch akzeptiert, weil sie glaubten, dass Schlieffen die Antwort auf die gewaltigen Herausforderungen des modernen Krieges und die spezifischen Probleme des Zweifrontenkrieges gefunden hatte. Auch ein erfolgreicher Angriff schien auf diese Weise möglich. Für ihn war der Flankenangriff die Lösung des Problems, ja die Quintessenz der gesamten Kriegskunst: «Der Angriff gegen die Flanke ist der wesentlichste Inhalt der ganzen Kriegsgeschichte.»²⁵ Moltke hatte nur eine strategische Defensive an beiden Fronten angeboten, Schlieffen offerierte die Möglichkeit zum Totalsieg; zuerst über Frankreich, dann würde, zusammen mit Österreich, der Kampf gegen Russland folgen, der dann zwar vielleicht lange dauern, aber kein existentielles Problem mehr darstellen würde.²⁶

Schlieffens Wirkung auf die Führungsspitze der deutschen Armee resultierte auch daraus, dass er ein anspruchsvoller Vorgesetzter war, der gerade ehrgeizige und intelligente Offiziere zu Höchstleistungen anspornte. Er arbeitete sehr viel – «Erholung und Zerstreung kannte er nicht»²⁷ – und forderte sehr viel, nämlich dass die Offiziere des Generalstabs in ihrer Rolle ebenso aufgingen wie er in seiner als dessen Chef. «Es war schwer, ihm zu genügen; wenige Menschen waren ihm fleißig genug. Über viele sprach er sich scharf und sarkastisch aus. ... Wer aber sein Vertrauen errungen hatte, stand fest in seiner Gunst.»²⁸ Schlieffen war bisweilen intellektuell brillant, oftmals überraschend und originell; er konfrontierte seine Offiziere mit einer Vielzahl von Aufgaben, Kriegsfällen, Übungen;

er testete seine Gedanken und ihre Reaktionen. Der nach ihm benannte Plan, der Westangriff, vor allem in seiner letzten Form von 1906,²⁹ war allerdings mit vielen Schwächen behaftet. So waren die deutschen Armeen, nach Schlieffens eigener Ansicht, um 24 Divisionen (also um deutlich mehr als 300 000 Mann) zu schwach,³⁰ um den Angriff auf der ganzen Front lückenlos von der deutschen Grenze durch Belgien bis zur Küste vortragen und dann nach Süden und Südosten einzuschwenken, Paris einschließen und die französische Armee an der Grenze einkreisen und vernichten zu können. Auch stellte sich eine Reihe logistischer Fragen, auf die der Plan keine wirkliche Antwort hatte.³¹ Deshalb ist auch die These geäußert worden, dass der Schlieffen-Plan gar nicht existiert habe im Sinne eines Konzepts, von dem sein Schöpfer glaubte, es solle und müsse so in die Realität umgesetzt werden; stattdessen habe es sich um ein Gedankenspiel, um eine Option gehandelt, die teilweise auch dem Zweck diene, auf die zahlenmäßige Vermehrung der Armee drängen zu können.³²

Hinzu kam auch noch der politische Nachteil, den Krieg mit der Verletzung neutraler Staaten beginnen zu müssen; eine Sorge, die aber mehr die Nachwelt als die planenden Zeitgenossen belastete.³³ Zwar hatte Moltke kurz vor seinem Tode, als Schlieffen in einer Denkschrift von 1891 die Idee eines Angriffs durch Belgien anklingen ließ, gegenüber Waldersee sein Entsetzen zum Ausdruck gebracht.³⁴ Ansonsten wurde der Neutralitätsbruch im Generalstab mit den militärischen Chancen verrechnet, die sich daraus gegen Frankreich ergaben, und ohne große Diskussion akzeptiert. Ähnliche Debatten waren in anderen Staaten anders verlaufen. Auch der französische Generalstab hatte erkannt, dass es militärisch vorteilhaft wäre, die deutschen Befestigungen zu umgehen und durch Belgien anzugreifen. Der französische Generalstabschef Joseph Joffre hatte im Januar und Februar 1912 die Vorteile eines Angriffs durch Luxemburg und Belgien unterstrichen³⁵ und am 9. Januar 1912 von seiner Regierung verlangt, im Kriegsfall die belgische Neutralität verletzen zu dürfen; dies war ihm aber unter Hinweis auf die Haltung Großbritanniens untersagt worden. Anders als in Deutschland siegten hier politische Erwägungen. Der französische Historiker Georges-Henri Soutou hat geurteilt, dass Frankreich den Ersten Weltkrieg an diesem Januartag 1912 gewonnen habe.³⁶

Der Schlieffen-Plan war Ausdruck eines sehr weitgehenden Vertrau-

ens in die eigenen Fähigkeiten. Da stellt sich die Frage, wie er mit der Realität, etwa den geheimdienstlichen Informationen über die gegnerischen Armeen, in Übereinstimmung gebracht wurde. Die Militärs fanden in der Flut nachrichtlichen Materials immer neue Argumente, die sie in ihrem Glauben an die deutsche Überlegenheit bestärkten. Dies kann zumindest von Frankreich gesagt werden, das in ganz besonderer Weise im Mittelpunkt des deutschen Interesses stand. Frankreich war von Schlieffen und auch von Moltke dem Jüngeren, der als Schlieffens Nachfolger den Generalstab ab 1906 leitete, als Deutschlands gefährlichster Gegner ausgemacht worden.³⁷ Doch wiesen deutsche Manöverbeobachter, Militärattachés und auch die Bearbeiter im Generalstab auf die zahllosen Schwächen hin, die ihnen bei den Franzosen auffielen. Aus den Beobachtungen der großen französischen Manöver wurde die Schlussfolgerung gezogen, dass die Führung zu vorsichtig und schematisch im Kampf vorgehe und nicht genug Initiative entfalte;³⁸ aus dem französischen Festungsbau, dass der Feind defensiv bleiben wolle; aus der ungewöhnlich weitgehenden Ausschöpfung der französischen Wehrkraft³⁹ und der stagnierenden Bevölkerung, dass es dem Feind an personellen Reserven für einen längeren Krieg fehlen werde und daher mit seinem raschen Zusammenbruch gerechnet werden könne. Dies ging Hand in Hand mit prinzipieller Hochachtung vor den Franzosen. Moltke der Jüngere glaubte beispielsweise, dass sie intelligente, gut ausgebildete und von glühender Vaterlandsliebe beseelte Soldaten seien. Doch seien sie nervös und ihre Moral würde schnell kollabieren, ihre Armee in der Niederlage auseinanderbrechen.⁴⁰ Die größte Angst hatte die deutsche Armeeführung vor einem geordneten Rückzug der französischen Armee tief ins Landesinnere, etwa an die Loire; das würde eine rasche Entscheidung an dieser Front sehr erschweren.⁴¹

Dies zeigt, wie die Nachrichten vom Gegner in ein insgesamt doch sehr optimistisches Bild eingepasst wurden. Diese Beobachtung lässt sich überall machen. General v. Kuhl, einer der begabtesten Schüler Schlieffens, behauptete in einer Schrift von 1920, dass der Generalstab viele der Probleme richtig erkannt und keinesfalls unterschätzt habe. Aus seinen apologetischen Ausführungen wird deutlich, dass man in der Tat eine große Menge an detaillierten und oft auch zutreffenden Informationen über den Gegner zusammengetragen und die zahlenmäßige Überlegenheit der gegnerischen Koalition richtig eingeschätzt hatte. Kuhl entwarf aber ein dunkles Bild schwerer Bedrohung, der das Deutsche Reich nicht

habe ausweichen können, und kam zu folgendem positiven Endurteil: «Kam es aber zum Kriege, so war es besser, der Generalstab ging mit Optimismus als mit Pessimismus ins Feld. Was uns an Zahl fehlte, mussten wir durch die Tüchtigkeit der Truppe zu ersetzen suchen. Es war die beste Armee, die Deutschland je gehabt hat, mit der es 1914 ins Feld zog.»⁴² Und er stellte fest: «Dass es kein Krieg werden würde wie 1866 gegenüber den schlecht geführten Österreichern, und wie 1870, wo wir eine nicht unbeträchtliche Überlegenheit besaßen, wussten wir. Um einen ‹frischen fröhlichen› Krieg handelte es sich nicht. Wir gingen einen schweren Gang, aber mit Begeisterung und Vertrauen.»⁴³ Der Blick auf die deutschen Intellektuellen zeigt ein ähnliches Bild. Hans Delbrück hoffte, «Gott möge uns und die Kulturwelt bewahren vor diesem Kriege»,⁴⁴ aber sollte er doch kommen, wollte er ihn gewinnen. Der Historiker Friedrich Meinecke schrieb: «Wir wollen den Frieden, aber wenn uns der Krieg durch unabweisbare Notwendigkeit aufgedrängt wird, dann wollen und müssen wir siegen, um jeden Preis und unbedingt und mit dem äußersten Aufgebot der Volkskraft.»⁴⁵

Was oft zusammenging, war eine eigenartige Mischung aus festem Siegeswillen und dem gleichzeitigen Bewusstsein, dass der Krieg eine Katastrophe sein werde. Natürlich hätte der Generalstab eine überlegenere und sehr viel professionellere Haltung gezeigt, wenn er die Politiker dringend vor den großen Gefahren eines Kontinentalkrieges gewarnt und empfohlen hätte, den Krieg zu vermeiden. Hier spielte auch eine soziale Komponente mit; die Militärs verlangten von sich selbst Kriegsfreudigkeit, umso mehr deshalb, weil andere dies auch taten. Der spätere Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Gottlieb v. Jagow, hatte 1911 geschrieben, dass Soldaten bis zu einem gewissen Grade immer den Krieg herbeisehnten, und angefügt: «Soldaten, die nur für Frieden schwärmen, sind ein Unding.»⁴⁶ Eine Politik der konsequenten Kriegsvermeidung zu empfehlen, wäre demnach unsoldatisch erschienen, hätte dem Selbstverständnis des Generalstabs widersprochen und außerdem die Frage aufgeworfen, ob das Land kriegsbereit sei. Sollte diese verneint werden, wäre es als schweres Versagen der militärischen Planer empfunden worden – auch vor dem Hintergrund ständig steigender Rüstungslasten, die in den deutschen Heeresvorlagen von 1911 und 1913 neue Gipfel erreichten.⁴⁷ Das Eingeständnis, nur «bedingt abwehrbereit» zu sein, sollte noch zwei Weltkriege später die sogenannte Spiegel-Affäre auslösen können. Außerdem glaubte

der Generalstab fest daran, dass er die Frage von Krieg und Frieden nicht in der Hand habe und letztlich abhängig vom Gegner sei, der schlechte Absichten habe.

Die Personifizierung der Ansichten und Widersprüche der Zeit war der Generalstabschef von 1914, der jüngere Moltke. Er erkannte einige der Risiken und vor allem die unkalkulierbare Dauer eines Kontinentalkrieges. Er sprach während der Julikrise 1914 sogar von dem «schrecklichen Krieg, ... der die Kultur fast des gesamten Europas auf Jahrzehnte hinaus vernichten wird». ⁴⁸ Er schwankte unter dem Gewicht dieser gewaltigen Verantwortung, so dass der preußische Kriegsminister v. Falkenhayn seine «Stimmungswechsel» «kaum oder gar nicht» erklärbar fand. ⁴⁹ Doch wenn es wirklich hart auf hart kam und sich plötzlich Möglichkeiten zu zeigen schienen, den Frieden zu erhalten, wurden Moltkes gewaltige Kriegslust und auch feste Siegesgewissheit deutlich. Dies war am 1. August 1914 der Fall, als es für einen Augenblick so aussah, als könne zumindest der Krieg im Westen vermieden und Frankreich und England neutral gehalten werden, und der Kaiser ihm für einige Stunden die Ausführung des Westantritts untersagte. Moltke reagierte hysterisch, aus Sorge um seinen detaillierten Aufmarschplan, aber auch, weil er plötzlich annehmen musste, der gesamte, für sicher gehaltene Krieg könne vermieden werden. Er sagte: «Das habe ich immer gefürchtet, wir hätten den Feldzug nach beiden Fronten gewonnen.» Oder: «Jetzt fehlt nur noch, dass auch Russland abschnappt.» ⁵⁰

Moltke glaubte, dass Deutschland den Krieg gewinnen werde, was aber nicht heißt, dass er die Gefahren der Ausweitung des Konflikts übersehen hätte. Andere, wie etwa der preußische Kriegsminister Erich v. Falkenhayn, hatten den Krieg heiß ersehnt, aber bereits Jahre zuvor festgestellt, dass von einer europäischen Auseinandersetzung die USA und Japan profitieren würden. ⁵¹ Bei ihm waren soldatischer Aktivismus und das Gefühl, der Aufgabe gewachsen zu sein, stärker als nüchterne Überlegung. Berufssoldaten mussten außerdem befürchten, in der ersehnten Auseinandersetzung ihr Leben oder ihre Gesundheit zu verlieren. Dies spielte aber keine Rolle und wurde verdrängt, obwohl in dem sozialdarwinistisch angehauchten Vokabular der Zeit ständig vom «Kampf ums Dasein» oder «Vernichtungskrieg» die Rede war. So schrieb der kaiserliche Generaladjutant, Moriz v. Lyncker, am 11. September 1914, an dem Tag, an dem sein Sohn Niklas den Soldatentod starb: «Wir wußten ja vorher,

daß dieser Krieg ein Vernichtungskrieg sein würde; doch aber glaubt der Einzelne gern, daß er und die seinigen verschont bleiben würden. Diesen Glauben hatte auch ich, und nun hat es uns so hart getroffen.»⁵²

Die deutsche militärische Führung hielt den Krieg für machtpolitisch unvermeidlich, ersehnte ihn sich individuell als soldatische Bewährungsprobe und glaubte gleichzeitig, dieser schwierigen Aufgabe des Zweifrontenkriegs gegen Russland und Frankreich gewachsen zu sein. Sie meinte, in einer solchen Auseinandersetzung, wie Falkenhayn in einer paradigmatischen Äußerung sagte, trotz aller Vorbereitungen und Vorteile der Gegner, «in the long run doch oben [zu] bleiben».⁵³ Einige Planer, wie Moltke der Jüngere, drängten sogar auf baldigen Krieg unter Hinweis darauf, dass die deutsche Armee aufgrund der russischen Aufrüstung in der Zukunft die Fähigkeit zum Sieg verlieren könne; dies senkte seine Hemmungen während der Julikrise des Sommers 1914 weiter ab, wenn dies nicht ohnehin nur das Argument eines Militaristen war, seinem Kriegswunsch einen rational vermittelbaren Anstrich zu geben.

Auch die politische Führung des Deutschen Reiches ging zumindest am Anfang der Julikrise davon aus, die große Auseinandersetzung gewinnen zu können. Reichskanzler v. Bethmann Hollweg sagte am 8. Juli 1914, etwas mehr als eine Woche nach dem Auslöser der Krise, nämlich der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo, zu seinem Sekretär, Kurt Riezler: «Kommt der Krieg aus dem Osten, so dass wir also für Oesterreich-Ungarn und nicht Oest[erreich]-Ungarn für uns zu Felde zieht, so haben wir Aussicht, ihn zu gewinnen. Kommt der Krieg nicht, will der Zar nicht oder rät das bestürzte Frankreich zum Frieden, so haben wir doch noch Aussicht, die Entente über diese Aktion auseinanderzumanoevrieren.»⁵⁴ Sollte die Krise, so könnte Bethmanns Haltung zusammengefasst werden, in einen Krieg eskalieren, könne (und werde) Deutschland ihn gewinnen. Sollte der Konflikt hingegen vermieden werden, bot sie eine Chance, die gegnerische Koalition zu spalten und damit einen zunehmenden Alpdruck der deutschen Außenpolitik, nämlich die diplomatische Isolation, zu überwinden. Dieses Kalkül ist von Andreas Hillgruber vor Jahrzehnten als «Theorie des kalkulierten Risikos» bezeichnet worden.⁵⁵

Dieses Risiko einzugehen, war natürlich ein gewaltiger Fehler, zumal Bethmann Anfang Juli 1914 «nur» mit einem Krieg gegen die russisch-französische Allianz rechnete und sich für diesen Fall, mit einiger Berech-

tigung, gute Siegeschancen ausrechnete. Der Krieg sollte sich aber nicht auf diese Gegner beschränken lassen. Auch bestand im Sommer 1914 kein Grund, es überhaupt so weit kommen zu lassen und «den Sprung ins Dunkle» zu riskieren.⁵⁶ Zwar war die militärpolitische Lage im Jahre 1914 aufgrund des europäischen Wettrüstens gespannt, und die zeitgenössische Diskussion war von dem Gefühl, diplomatisch isoliert zu sein («Einkreisung»⁵⁷), und von der Furcht vor dem russischen Wachstum und dem Gegensatz zwischen «Germanen» und «Slawen» dominiert. Und doch hatte Deutschland, wie zumindest der Industrielle Hugo Stinnes und später auch Ferdinand Foch meinten, infolge seiner industriellen Dynamik und seines großen Bevölkerungszuwachses durch Abwarten mehr zu gewinnen als die eher stagnierenden Gesellschaften Frankreichs und Großbritanniens; und ähnlich hatte sich im Frühjahr 1914 auch der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes,⁵⁸ Gottlieb v. Jagow, geäußert, als Moltke vom Präventivkrieg redete.⁵⁹

Die Julikrise ist von Christopher Clark in seinem Buch «Die Schlafwandler» als das «komplexeste Ereignis ... womöglich bislang aller Zeiten» bezeichnet worden.⁶⁰ Sie soll hier nicht nochmals nacherzählt werden.⁶¹ Um den Konflikt zu verstehen, bedarf eine Frage aber der Klärung: Was sollte der Krieg, was war sein politischer Zweck? Dazu muss analysiert werden, was die deutsche Regierung im Juli 1914 antrieb. Nach Clausewitz ist der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Demnach endete die politische Krise des Juli 1914 nicht im August mit dem Kriegsausbruch, sondern transformierte sich und ging, in ihrer neuen Form als bewaffnete Auseinandersetzung, bis in den Herbst 1918 weiter. Doch der Erste Weltkrieg zeigt, dass diese Formel von Clausewitz zu kurz greift.⁶² Denn war dieser Konflikt wirklich die Fortsetzung der Politik, das heißt politisch geplant, oder handelte es sich nicht eher um ein «schlafwandeln» in den Krieg, ein katastrophales Entgleisen der Politik, einen gescheiterten politischen Bluff, oder, um Lloyd George zu zitieren, ein planloses Hineinschliddern in den Krieg?⁶³ Das Erste, nämlich eine klare Planung des Krieges, hat der Hamburger Historiker Fritz Fischer in seinem zweiten großen Buch «Krieg der Illusionen» von 1966 unterstellt; seine These von einer konsequenten deutschen Kriegsplanung seit dem «Kriegsrat» 1912 hat sich aber nicht durchgesetzt und besitzt heute nur noch wenige Anhänger.⁶⁴

Sicher wollten alle Staaten während der Julikrise etwas erreichen, das

sie auf politischem Wege nicht durchsetzen konnten und zu dessen Realisierung sie nun Krieg führen mussten; und eine zentrale Rolle spielte für alle Großmächte die Bündnissicherung. Im deutschen Fall ging es um Österreich-Ungarn. Der habsburgische Vielvölkerstaat wollte die serbische Regierung, die er hinter dem Attentat von Sarajevo vermutete, zur Rechenschaft ziehen, damit zugleich alle Nationalstaaten, die Ansprüche auf sein Staatsgebiet erhoben, dauerhaft einschüchtern und sich auf diese Weise innen- und außenpolitisch stabilisieren. Deutschland wiederum, das sich in den letzten Jahren vor 1914 zunehmend politisch isoliert gefühlt hatte, wollte seinen wichtigsten Bundesgenossen vor dem innenpolitischen Zerfall retten. Die Regierung in Berlin hielt den österreichischen Schritt gegen Serbien für legitim und notwendig und gewährte deshalb ihre Unterstützung. Die anderen Staaten wollten das hingegen nicht zulassen. Wenn also der ursprüngliche und direkte Anlass genommen wird, ging es beim Ersten Weltkrieg um die Frage, ob Österreich-Ungarn die widerstrebende serbische Regierung für die unterstellte Mittäterschaft an dem Attentat in Sarajevo durch einen Krieg zur Verantwortung ziehen durfte. Allerdings war schon gleich zu Beginn des europäischen Krieges offensichtlich, dass Anlass und Folgen in einem grotesken Missverhältnis standen. Dies sorgte dafür, dass die serbische Frage für den Rest des Krieges zwar nicht verschwand, aber zweitrangig wurde. Warum musste also ein Weltkrieg geführt werden? Was versprach sich die deutsche Politik davon?

Auf diese Frage gab es unterschiedliche und sich verändernde Antworten. Um beim Reichskanzler anzufangen: Bethmann Hollweg war der Hauptverantwortliche für die deutsche Politik in der Julikrise und schaffte es, die anderen Verantwortlichen im ersten Teil der Krise, der sich von der Ermordung Franz Ferdinands am 28. Juni 1914 bis zur Übergabe des österreichischen Ultimatums an Serbien (am 23. Juli) erstreckte, vom Entscheidungsgang weitgehend auszuschließen. Bethmann wurde von kritischen Köpfen seiner Umgebung wegen seines Verstandes und seiner verantwortungsvollen und gravitätischen Persönlichkeit sehr verehrt; gleichzeitig war er aber, wenn auch vielleicht nicht der «Hitler des Jahres 1914»,⁶⁵ doch eine der fatalsten Figuren der deutschen Geschichte. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für sein Handeln im Sommer 1914 könnte gewesen sein, dass er Anfang Mai Witwer geworden war und ihm der Tod seiner Frau verständlicherweise sehr nachhing.⁶⁶ Der große Ver-



Abb. 2 Reichskanzler Theobald v. Bethmann Hollweg in der Uniform eines Majors der Reserve

lust beeinträchtigte vielleicht auch seine Einschätzung der politischen Großwetterlage. Anfang Juli 1914 sah er alles schwarz in schwarz, und zwar in jedem Lebensbereich. Seine eigenen besseren Einsichten fatalistisch vor dem Schicksal, vor Ressortzuständigkeiten und vor überzeugteren Gegenspielern zu beugen, war ohnehin ein gewaltiger und wohl der größte Fehler dieses Politikers.⁶⁷

Was wollte Bethmann während der Julikrise erreichen? Er wollte dem österreichisch-ungarischen Verbündeten helfen, sich gegen die nationalistische Unterminierung durch Serbien zu behaupten und war deshalb bereit, die als legitime Notwehrmaßnahme angesehenen österreichischen Schritte diplomatisch abzustützen. Er erkannte die Gefahr, dass ein Krieg der Österreicher gegen Serbien in einen Kontinentalkrieg eskalieren könne, rechnete sich in diesem, wie erwähnt, auch gute Siegeschancen aus, glaubte aber nicht wirklich an eine Eskalation. Negativ wirkte sich aus, dass sein eigener Pessimismus und Fatalismus von seiner Umgebung

nicht abgefedert wurde. Die wichtigste, wenn auch umstrittene Quelle für seine Beschlussfassung und Ziele während der Julikrise sind die Aufzeichnungen seines Sekretärs Kurt Riezler.⁶⁸ Bethmann überraschte ihn am 7. Juli 1914 in einem nächtlichen Gespräch auf seinem Landsitz Hohenfinow mit einem düsteren Panorama der Situation: «Österreich immer schwächer und unbeweglicher; die Unterwühlung von Norden und Südosten her sehr weit fortgeschritten. Jedenfalls unfähig, für eine deutsche Sache in den Krieg zu ziehen.» «Eine Aktion gegen Serbien kann zum Weltkrieg führen.» «Die Zukunft gehört Rußland, das wächst und wächst und sich als immer schwererer Alb auf uns legt.» «Der Kanzler sehr pessimistisch über den geistigen Zustand Deutschlands. Elender Niedergang der politischen Oberfläche.» Riezler versuchte nicht einmal, dem offensichtlich sehr gedrückten und pessimistischen Bethmann entgegenzutreten: «Die geheimen Nachrichten, die er mir mitteilt, geben ein erschütterndes Bild ... Ich ganz erschrocken, so schlimm sah ich [die Lage] nicht an.»⁶⁹ Und obwohl Riezler in seinem eigenen, 1914 erschienenen Buch die Überzeugung bekundet hatte, dass ein Krieg zwischen den Großmächten selbstzerstörerisch und deshalb unwahrscheinlich sei, widersprach er Bethmann nicht und versuchte auch nicht, dessen Fatalismus aufzubrechen und ihm eine positivere Deutung der politischen Lage zu geben.

Der pessimistische Bethmann arbeitete während der Julikrise mit den Beamten des Auswärtigen Amtes, mit dessen Leiter, dem Staatssekretär Gottlieb v. Jagow, und Unterstaatssekretär Arthur Zimmermann, zusammen, und es scheint zwischen ihm und seinen wichtigsten Mitarbeitern keine widerstreitenden Konzepte gegeben zu haben. Dies betraf vor allem die entscheidende Frage, ob die österreichisch-ungarische Regierung ermuntert werden sollte, gegen die Serben vorzugehen. Bethmann war unsicher, ob sich Kaiser Franz Joseph zum Handeln entschließen würde. In der ersten Julihälfte 1914, in der die Entscheidung über Krieg und Frieden von der deutschen Führung durch Einwirkung auf die Österreicher noch maßgeblich hätte bestimmt werden können – eine Warnung an Wien, dass eine Aktion gegen Serbien kein Bündnisfall sei, hätte wohl genügt –, glaubten weder Bethmann noch seine engsten Mitarbeiter an die Eskalation.⁷⁰ Erst in den letzten Julitagen wurde dem Kanzler schlagartig bewusst, dass aufgrund der harten Haltung der anderen Mächte ein großer Krieg bevorstand; schlimmer noch, dass auch England auf Seiten der Gegner eingreifen und damit das gesamte Kriegskalkül verändern würde.⁷¹

Plötzlich begann er verzweifelt gegenzurudern, wurde dann aber durch die russische Mobilmachung und das Drängen der deutschen Militärs überspielt und orakelte vom Kriegsausbruch als «einem Fatum, größer als Menschenmacht». ⁷² Der Krieg war aber kein Fatum, sondern das Ergebnis eines komplexen politischen Interaktionsprozesses. Die Lawine konnte Bethmann alleine Ende Juli 1914 nicht mehr stoppen; aber den Schneeball, der dann zur Lawine werden sollte, den hatte er mit zu formen geholfen. Das wusste er; als er vor den Fraktionsvorsitzenden des Reichstags am 3. August 1914 seine Rede zum Kriegsausbruch, die er am nächsten Tag vor dem Plenum halten wollte, vorlas, wurde seine Stimme «tonlos», als er von seinem «reinen Gewissen» sprechen wollte. ⁷³ Anfang August 1914 stand Bethmann vor einem politischen Scherbenhaufen. Er bot dem Kaiser seinen Rücktritt an, den dieser ablehnte: «Sie haben mir die Geschichte eingebrockt, nun müssen Sie sie auch ausfressen.» ⁷⁴

Der Kaiser und seine Umgebung hatten Bethmann während der Julikrise im Wesentlichen seine Politik machen lassen. Wilhelm II. hatte allerdings auf die große Linie Einfluss genommen. In den ersten Tagen nach dem Attentat presste er auf eine harte Reaktion gegen Serbien, maßregelte alle, die auf Mäßigung drangen, wie etwa den deutschen Botschafter in Wien, Heinrich v. Tschirschky und Bögendorff, bramarbasierte heftig («Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar bald!»), ⁷⁵ und versicherte dem k.u.k. Botschafter in Berlin, Layos Graf v. Szögyény, am 5. Juli 1914, dass Österreich «selbst im Falle einer «ernsten europäischen Komplikation» auf die Unterstützung Deutschlands rechnen könne». Dies gelte besonders «betreffend einer Aktion ... gegenüber Serbien. Nach seiner Ansicht muß aber mit dieser Aktion nicht zugewartet werden. Rußlands Haltung werde jedenfalls feindselig sein, doch sei er hierauf schon seit Jahren vorbereitet, und sollte es zu einem Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Rußland kommen, so können wir davon überzeugt sein, daß Deutschland in gewohnter Bundestreue an unserer Seite stehen werde.» ⁷⁶ Direkt anschließend fuhr Wilhelm II. auf Nordlandfahrt. Noch vor seiner Einschiffung prahlte er in einem Gespräch mit Krupp, er werde den Krieg nicht scheuen und diesmal nicht «umfallen». ⁷⁷

Doch die martialische Sprache täuschte. Wie die Quellen zeigen, glaubten weder Wilhelm II. noch seine Umgebung, dass viel passieren würde. Der kaiserliche Generaladjutant v. Plessen notierte nach der Sitzung des 5. Juli 1914: «S.M. liest uns einen Brief des Kaisers von Öster-

reich und ein Memoire des Öst[erreichischen] Auswärt[igen] Ministers, Grafen Berchtold, vor, wonach die Öst[erreicher] sich zum Kriege gegen Serbien vorbereiten und zuvor Deutschlands sicher sein wollen. Der Reichskanzler u[nd] der Staatssekretär erscheinen auch. Bei uns herrschte die Ansicht, daß die Österreicher je früher je besser gegen Serbien losgehen und daß die Russen – obwohl Freunde Serbiens – doch nicht mitmachen.»⁷⁸ Mit dieser Einschätzung Russlands lagen die Anwesenden, von denen andere, wie Kriegsminister v. Falkenhayn, sogar bezweifelten, dass die Österreicher überhaupt irgendetwas unternehmen würden, grundfalsch.⁷⁹ Doch damit waren die Dinge nun ins Rollen gekommen. Während der Kaiser noch in Norwegen war, übergab Giesl, der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad, ein Ultimatum, das von der serbischen Regierung nicht vollständig akzeptiert wurde, woraufhin Österreich-Ungarn die diplomatischen Beziehungen abbrach und am 28. Juli Serbien den Krieg erklärte.

Als Wilhelm II. nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub erkannte, dass die Krise in einen Krieg zu eskalieren drohte, versuchte er plötzlich gegenzuhalten. Er stellte fest, die serbische Antwort sei doch ausreichend und, angesichts der Kurzfristigkeit, eine große Leistung gewesen; eine solche Note hätte er niemals durch eine Mobilmachung beantwortet.⁸⁰ Wilhelm II. dachte an Kompromissvorschläge wie den «Halt in Belgrad» – Österreich-Ungarn solle die serbische Hauptstadt, damals direkt an der Grenze gelegen, als Faustpfand besetzen, aber nichts weiter tun und dann verhandeln – eine Idee, die Bethmann mit Verzögerung auch nach Wien weitergab.⁸¹ Der Kaiser schwankte zwischen seinem Wunsch, den Krieg zu verhindern, und militaristischem Großsprechertum hin und her. Seine Umgebung hielt ihn auf Kriegskurs. Der preußische Kriegsminister Erich v. Falkenhayn notierte am 28. Juli 1914: «[Der Kaiser] hält wirre Reden, aus denen nur klar hervorgeht, daß er den Krieg jetzt nicht mehr will und entschlossen ist, um diesen Preis selbst Österreich sitzen zu lassen. Ich mache ihn darauf aufmerksam, daß er die Angelegenheit nicht mehr in der Hand hat.»⁸² Noch am 1. August versuchte Wilhelm II., als es für einen Augenblick infolge einer Meldung aus Großbritannien so aussah, als würden die Engländer und Franzosen neutral bleiben, den Krieg auf Russland zu beschränken und damit zumindest in seiner Größe zu begrenzen.⁸³ Für ihn endete die Julikrise dann mit einem nervösen Zusammenbruch und völliger Konzeptlosigkeit. Er wusste nicht, was der Krieg

sollte, den er mit herbeigeführt hatte, wenn auch eher grob fahrlässig als willentlich.

Die Ziellosigkeit sollte, um dies vorwegzunehmen, sein gesamtes Verhalten im Kriege prägen. Der Kaiser verbrachte die nächsten vier Jahre in einer unharmonischen und kontrastreichen Stimmung aus Großsprecherei, Verzagtheit und Langeweile; er enervierte seine Umgebung durch nervöse, endlose Aufschneidereien, suchte Zerstreuung und floh dann ins Anekdotische. Wenn unangenehme Dinge zu besprechen waren, wich er dem oft aus, indem er pausenlos selbst redete und andere nicht zu Wort kommen ließ.⁸⁴ Er war gelegentlich richtiggehend peinlich durch unangebrachte bombastische Phantastereien vor unangenehm überraschtem Publikum, und manchmal wiederum komplett entmutigt, so dass seine Ratgeber ihn mühsam wiederaufrichten mussten. Seine Umgebung ging teilweise dazu über, ihm gute und schlechte Nachrichten nur fein dosiert weiterzugeben, um spontane Überreaktionen zu verhindern.⁸⁵ Ein immer wiederkehrender Gedanke Wilhelms II. war, dass der Krieg ein Kampf des Kaisertums gegen die Demokratie und den angelsächsischen Materialismus sei; gelegentlich verband er ihn mit grandiosen Eroberungsabsichten und der Forderung, dass am Ende die Feinde vor der Kaiserstandarte niederknien müssten.⁸⁶ Doch all dies wurde von wenigen ernst genommen und auch vom Kaiser nicht in Form eines konsistenten Programms vertreten. Seine Umgebung stellte übereinstimmend fest, dass Wilhelm II. sich nach dem Frieden sehnte, wenn auch hauptsächlich seiner eigenen Person und seiner Bequemlichkeit wegen. Das Hauptproblem des Kaisers war seine Inkonsistenz, seine Oberflächlichkeit und seine stark ausgeprägte Neigung, schwierigen Entscheidungssituationen auszuweichen. Und doch war Wilhelm II. zu keinem Zeitpunkt des Ersten Weltkriegs eine «quantité négligeable». Bei ihm liefen, durch die Verfassung bestimmt, letztlich alle Entscheidungen zusammen. Nur er konnte die Strategie koordinieren, vor allem dann, wenn politische und militärische Führung ihre Konzepte nicht in Übereinstimmung bringen konnten und eine Entscheidung zwischen den Ressorts gefordert war. Seine labile Verfassung war daher für das Deutsche Reich ein gewaltiges strukturelles Problem.

Auch ein wohlwollender Beurteiler des Kaisers wird schwer an dem Urteil des Chefs seines Militärkabinetts, General v. Lyncker, vorbeikommen, der im Mai 1917 feststellte: «Der großen Aufgabe ist er nicht ge-

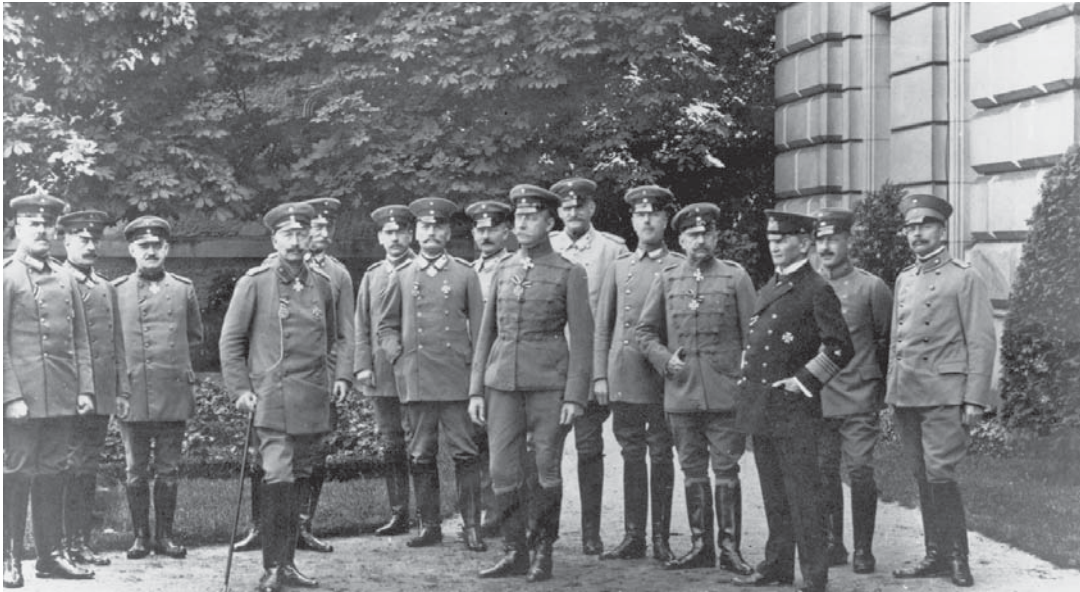


Abb. 3 Der Kaiser und seine Umgebung, rechts hinter Wilhelm II. hervorschauend Hans v. Plessen, der zweite rechts vom Kaiser Moriz v. Lyncker, der dritte von rechts in der Marineuniform Admiral v. Müller.

wachsen, weder mit Nerven noch mit Intellekt.»⁸⁷ Gleichzeitig aber war es schwierig, den Kaiser, der trotz seiner Fehler eine sehr dominante Persönlichkeit war, einfach beiseitezuschieben. Als er während des Krieges klagte, er sei nur noch ein Schattenkaiser, meinte seine Frau ironisch: «Ja, Du und ein Schatten!»⁸⁸ Das war nicht nur die Ermunterung der treu ergebenen Ehefrau für ihren angeschlagenen Gemahl (das auch); es entsprach den Tatsachen. Der Kaiser war kein Komplettausfall. Er konnte es nicht sein, weil er in vielen Fragen zwischen den Ressorts einfach entscheiden musste; weil er, mit seinen Kabinetten, die Macht über Ernennung und Entlassung der zentralen Entscheidungsträger, darunter des Reichskanzlers und des Generalstabschefs, hatte und behielt. Der Kaiser war, mangels konsequent durchdachter und klarer eigener Vorstellungen, nicht der dominante politische und militärische Führer Deutschlands, der er gerne gewesen wäre und den viele Zeitgenossen in ihm vermuteten. Er und seine Kabinettschefs waren aber gewissermaßen der Personalvorstand des Deutschen Reiches und gleichzeitig die zentrale strategische Entscheidungsinstanz. Außerdem war Wilhelm II. zwar in vielem schwankend und inkonsequent, aber nicht darin, dass er Kaiser war und bleiben wollte. Er konnte sich bis ganz zum Schluss selbst gegenüber schwierigen Gesprächspartnern behaupten. Im Übrigen hat Wilhelm II. während des Krieges,

wie noch zu zeigen sein wird, oft katastrophal, aber verschiedentlich auch ganz vernünftig interveniert.⁸⁹

Immerhin hatte der Kaiser einen der größten oratorischen Erfolge seiner dreißigjährigen Regierungszeit, als er zum Kriegsausbruch mehrere Reden hielt, in denen er unter stürmischem Jubel die berühmten Worte sprach: «Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche», und auch feststellte: «Uns treibt nicht Eroberungslust».⁹⁰ Das waren in der Stimmung des frühen August 1914 symptomatische Sätze – die Interpretation des Krieges als legitime Verteidigung gegen einen Angriff von außen. Das deutsche Volk und seine politischen Vertreter, nämlich die Parteien des Reichstags, um neben Reichskanzler, Auswärtigem Amt und Kaiser auch das nächste bedeutsame politische Entscheidungszentrum zu nennen, gaben der Regierung ihre volle und einstimmige Unterstützung, da auch sie Deutschland angegriffen sahen von der Entente – zunächst von Russland, das von Frankreich unterstützt wurde, und dann von England. Dieses wurde sehr bald schon von der deutschen Öffentlichkeit als eine Art Hauptfeind angesehen, als das sich durch besondere Heimtücke auszeichnende Zentrum der gegnerischen Koalition, das letztlich auch für den Krieg verantwortlich sei, da es seine Verbündeten nicht gestoppt, sondern sogar noch vorangetrieben habe. Man vermutete, dass England den Krieg von langer Hand vorbereitet habe, um einen missliebigen und zu stark gewordenen Konkurrenten aus dem Weg zu räumen.⁹¹ Der Historiker Karl Alexander von Müller notierte: «Ich erinnere mich nur als Zeitgenosse an die Empfindung des deutschen Volkes beim Ausbruch dieses ersten Weltkrieges: sie war aufs tiefste und ehrlichste getragen von dem Bewußtsein, einen aufgedrungenen Verteidigungskrieg zu führen, einen aufgezwungenen Krieg gegen eine unerhörte Übermacht von Gegnern.»⁹² Die Zustimmung zum Krieg und den gesamten flankierenden Maßnahmen, zu denen ein Kredit von fünf Milliarden Mark gehörte, fiel den Linksparteien und ganz besonders den Sozialdemokraten trotzdem bitter schwer.⁹³ Es gelang dem rechten Parteiflügel der SPD aber, in der innerparteilichen Diskussion die Oberhand zu gewinnen und einen regierungsstützenden Kurs durchzusetzen. Letztlich wurde die Sozialdemokratische Partei, die immerhin seit den Wahlen von 1912 die stärkste Fraktion des Reichstags stellte, von einer gewaltigen Woge der öffentlichen Meinung aus ihrer bisherigen Fundamentalopposition ins Regierungslager hinübergespült. Die große Mehrheit des deutschen Volkes glaubte, dass es

sich gegen einen feindlichen Angriff zur Wehr setzen müsse, und das auch könne. Dies plausibel gemacht zu haben und Zweifel an der deutschen Politik in der Julikrise gar nicht erst aufkommen zu lassen, war ein Erfolg der Regierung. Viele Reichstagsabgeordnete kritisierten zwar die überaus mangelhafte diplomatische Vorbereitung des Konflikts, und der Kriegseintritt Englands vergrößerte die Sorgen weiter. Alle, so schrieb der liberale Reichstagsabgeordnete Conrad Haußmann, gäben zwar zu, dass die Lage viel ungünstiger sei, als man sich das habe vorstellen können, «aber der Gedanke, wir werden mit allem fertig, sie sollen nur kommen, entfaltet sich mit suggestiver Macht».⁹⁴

Wenn gefragt wird, was die deutsche Regierung, also Kaiser und Reichskanzler, und was das deutsche Volk und seine politischen Vertreter, nämlich die Parteien des Reichstags, Anfang August 1914 durch den Krieg erreichen wollten, so zeigt sich als gemeinsamer Nenner die Bereitschaft, einen Verteidigungskrieg zu führen. Es gab kein verbindliches Eroberungsprogramm und kein gemeinsames politisches Ziel außer der Selbstbehauptung, die auch das Hauptthema der kaiserlichen Ansprachen gewesen war und die für die SPD während des gesamten Krieges in der Kriegszielfrage verbindliches Programm bleiben sollte. Als offizielles Ziel des Krieges war nur die Antwort auf das zu erkennen, was die überwältigende Mehrheit der Deutschen im August 1914 als frevelhaften Angriff der Entente empfand. Dies war natürlich eine sehr einseitige und fehlerhafte Sicht auf die Julikrise.

Hierbei handelt es sich, was ausdrücklich betont werden muss, nur um eine Momentaufnahme. Der uneinheitliche, mit viel Sorge gemischte Enthusiasmus bei Kriegsausbruch – Theodor Heuss schrieb, er wolle die Stimmung statt mit dem Wort «Begeisterung» lieber als «willigen Ernst» bezeichnen⁹⁵ – zog seinen Hauptimpuls nicht aus einem Eroberungskonsensus, dem allseits ersehnten «Griff nach der Weltmacht», sondern aus der ungeheuer kompakten kollektiven Entschlossenheit, die Gefahr gemeinsam abzuschlagen. Die chronisch miteinander verfeindeten und koalitionsunfähigen Parteien des Reichstags hatten sich unter dem Schatten der äußeren Bedrohung zu Burgfrieden und Gemeinsamkeit zusammengerauft und damit einen besonderen Augenblick erzeugt, in dem die tiefe Fraktionierung der wilhelminischen Gesellschaft überwunden schien.⁹⁶ Das war wichtig für den Krieg, und es zeigt die solidarische Bedeutung, die das Argument der nationalen Verteidigung für die Zeitgenos-

sen hatte. Hier bleibt festzustellen, dass andere und sehr viel aggressivere Kriegsziele noch kommen sollten, aber als eine nachträgliche Ziel- und Sinngebung, und sie fügten dieser inneren Einheit dann gewaltigen Schaden zu. Der Burgfrieden basierte auf dem kollektiven Einverständnis, alle politischen und sozialen Differenzen im Augenblick der Gefahr ruhen zu lassen und den aufgezwungenen Verteidigungskrieg siegreich zu beenden. Dieser Konsensus hielt nur begrenzte Zeit. Expansive Kriegsziele, die von der politischen Rechten und Teilen der Mitte entwickelt wurden, unterminierten die Idee des Verteidigungskrieges. Zudem stellte die politische Linke den innenpolitischen Status quo mit zunehmender Kriegsdauer in Frage und verlangte nach umfassenden Reformen, darin ihre Politik der Vorkriegszeit wieder aufgreifend.

Neben Kanzler, Kaiser und Parteien spielte natürlich auch das Militär, obwohl nach Clausewitz nur das Instrument der Politik, eine wichtige Rolle bei der Formulierung des Kriegszwecks. Doch auf militärischer Seite gab es ebenfalls keine Strategie, zumindest keine in dem modernen Sinne einer ideologisch-politischen Gesamtkonzeption, wie etwa Andreas Hillgruber das Konzept der Strategie definiert hat.⁹⁷ Es gab allerdings, wie der Historiker Hew Strachan schreibt, vor 1914 in keinem europäischen Staat ein so umfassendes Verständnis von Strategie.⁹⁸ Jedenfalls besaß der deutsche Generalstab eher einen Operationsplan als eine Strategie, und die deutschen Kriegsministerien – neben dem preußischen das bayerische, sächsische und württembergische – hatten zurückhaltende und höchst unvollkommene Vorbereitungen zur wirtschaftlichen Kriegführung getroffen.⁹⁹ Der Operationsplan des Generalstabs war losgelöst von der politischen Planung, übrigens auch von dem der Marine, und sah die Invasion Belgiens, die Überflügelung der französischen Feldarmee und deren Vernichtung vor. Er wirkte in seiner Umsetzung schwerlich wie eine Verteidigungsstrategie. Wenn die deutsche politische Führung mit dem Ziel angetreten wäre, Europa erobern und die deutsche Hegemonie errichten zu wollen, dann hätte die militärische Planung nicht anders aussehen können als die tatsächliche des Sommers 1914: Zuerst sollte Frankreich militärisch vernichtet und danach, im Verbund mit den Österreichern, Russland geschlagen werden; damit wäre das gesamte festländische Europa unter deutsche Kontrolle gebracht worden. Und genau so sollten die deutschen Absichten im Ausland und ganz besonders von der gegnerischen Allianz interpretiert werden; sie wurden natürlich nicht nur an

den Worten, sondern vor allem an den militärischen Taten gemessen. Insofern bestand zwischen der deutschen Politik und der militärischen Strategie im ersten Kriegsmonat ein von den deutschen Zeitgenossen nicht erkannter Gegensatz, der im Ausland jedoch klar wahrgenommen wurde und zu einer vollständig anderen Interpretation des Krieges führte. Die Idee, dass Deutschland für seine Selbstverteidigung kämpfte, war schwer nach außen zu vermitteln, während deutsche Truppen durch Belgien und Nordfrankreich stürmten. Es war kein Wunder, dass überall die Vorstellung vom «preußischen Militarismus» entstand, der nach der Vorherrschaft in Europa greife.¹⁰⁰

War dem so, zumindest in der militärischen Führung? War dies ein Kampf um die deutsche Hegemonie in Europa? Helmuth v. Moltke, der Chef des Generalstabs, schwankte unter dem Gewicht seiner ungeheuren Verantwortung. Aber letztlich wollte er den Krieg, ohne sich zu verhehlen, dass er Europa nicht viel Gutes bringen würde. Seine Begründungen waren sämtlich strategischer Natur und gingen in die Richtung eines Präventivkriegs gegen die gewaltig aufrüstende Entente. Erich v. Falkenhayn, der preußische Kriegsminister, hatte hingegen schon seit Jahren den Krieg herbeigesehnt, weil er seinen soldatischen Aktionismus nicht zügeln konnte und nur Verachtung für die Existenz eines «Friedenssoldaten» hatte.¹⁰¹ Auch hier sehen wir ein Doppelgesicht. Falkenhayn war nicht nur, wie erwähnt, der Ansicht, dass von einem großen europäischen Krieg einzig die USA und Japan profitieren würden.¹⁰² Der italienische Militärattaché, Graf Calderari, berichtet auch, dass er, als Ende Juli 1914 der Enthusiasmus der Bevölkerung mit dem von 1870 verglichen wurde, nur trocken feststellte: «Der war damals aber berechtigt!»¹⁰³ Also gab es nach Falkenhayns Ansicht Ende Juli 1914 keinen Grund zum Jubeln? Ein weiteres Indiz für diesen Skeptizismus war, dass er als preußischer Kriegsminister versuchte, alle Kriegsfreiwilligen möglichst schnell einzustellen, bevor der Enthusiasmus «verraucht» sei.¹⁰⁴ Falkenhayn selbst war der Kriegsausbruch mehr als recht, er genoss das Ereignis und sagte am 4. August 1914 zum Reichskanzler: «Wenn wir auch darüber zu Grunde gehen, schön war's doch.»¹⁰⁵ Falkenhayn schuf sich durch solche Bemerkungen und seinen schnoddrigen Humor eine Reihe erbitterter persönlicher Feinde, die ihm frivole Leichtfertigkeit unterstellten; zu diesen sollte neben Bethmann Hollweg auch der bayerische Kronprinz Rupprecht gehören.¹⁰⁶ Im Übrigen war Falkenhayns Enthusiasmus – ein nichtpolitischer, ein soldatisch-

professioneller Kriegswunsch – in den Führungsetagen der deutschen Armeen (und vielleicht auch in den unteren Rängen) offenbar weitverbreitet.¹⁰⁷ Die militärische Führung glaubte an den Erfolg und der politische Zweck hätte sich dann wie von selbst ergeben; es ist sicher, dass die Militärs für diesen Fall hegemoniale politische Pläne favorisiert und auch massiv eingefordert hätten, aber dies war schon Folge und nicht Ursache des Konflikts.

Was also wollte Deutschland durch den Krieg erreichen? Die Militärs wollten ihr Können unter Beweis stellen und waren insgesamt siegesgewiss. Die Politiker und Diplomaten sahen, dass ihre Politik katastrophal entgleist war, und suchten nun das Beste aus der Situation zu machen. Der Kaiser wusste nicht, worum es ging; am Anfang dominierte bei ihm Entrüstung über die Ermordung seines Kollegen und Freundes Franz Ferdinand, am Ende Sorge und Ratlosigkeit. Er verpflichtete in gutgeschriebenen Reden sein Volk auf einen Verteidigungskrieg und innere Einheit. Das deutsche Volk und die Parteien glaubten, einen aufgezwungenen Verteidigungskrieg führen zu müssen, der sie aber fast überall tief in Feindesland führen sollte. Es gab kein kohärentes und von allen Instanzen gebilligtes politisches Konzept außer dem Minimalkonsens der Selbstbehauptung und eine militärische Strategie, die diesen Konsens Lügen zu strafen schien.

In den Beratungen von Ende Juli 1914 hatte die militärische Führung somit nicht zu Unrecht den Eindruck einer «gänzlichen Kopflosigkeit der politischen Leitung» gewonnen.¹⁰⁸ Tatsächlich sind durch die von der deutschen Politik nicht ernsthaft erwartete Eskalation der Julikrise in einen Weltkrieg mehrere schwere Fehler zu erklären, die sich für den weiteren Verlauf des Krieges als große Belastung erweisen sollten. Der erste war die fehlende Mobilisierung der deutschen Bündnispartner. Bismarck hatte den Dreibund für unbesiegbar gehalten,¹⁰⁹ und ähnlich hatte sich der jüngere Moltke geäußert, als er seinem italienischen Kollegen, General Alberto Pollio, im April 1914 schrieb: «Wenn Italien, Österreich und Deutschland sich offen und ehrlich die Hand reichen, können sie einer Welt von Feinden getrost die Stirn bieten.»¹¹⁰ Doch der Dreibund trat nicht geschlossen in den Krieg ein, da die deutsche und österreichische Führung den italienischen Verbündeten über ihre diplomatischen Schritte gegen Serbien nicht informiert hatten, in der wohl berechtigten Erwartung, die Regierung in Rom werde durch unbequeme Forderungen das

diplomatische Manöver erschweren oder sogar zu blockieren versuchen. Hierin spiegelte sich die tatsächliche Erwartungshaltung der Regierungen in Berlin und Wien wider; sie glaubten, es werde nicht zum großen Krieg kommen und daher sei es nicht erforderlich, Italien einzubinden. Die Österreicher befürchteten außerdem, dass Italien bei einem Konflikt mit Serbien eine Kompensation für sich fordern würde, die jedoch der gesamten österreichischen Zielsetzung in der Julikrise, nämlich der Einschüchterung aller nach dem Nationalstaatsprinzip definierten Ansprüche auf das eigene Territorium, strikt zuwiderlief. Als Ende Juli die Dinge dann immer mehr auf den großen Krieg zu drifteten und deutsche wie österreichische Diplomaten in Rom vorstellig wurden, verweigerte sich Italien, formal absolut korrekt, unter Verweis auf die Defensivklauseln des Dreibundvertrags.¹¹¹ Aus ähnlichen Gründen blieb Rumänien, ein weiterer Verbündeter der Zentralmächte, neutral.

Tabelle 1: Die Friedensstärke der europäischen Armeen 1904–13 (Offiziere und Mannschaften, in Tausenden)

	GB	Frankreich	Russland	Österr.- Ungarn	Deutschland	Italien
1904	209	575	1900	362	607	221
1905	214	595	1900	362	610	221
1906	197	590	1000	362	614	250
1907	179	602	1000	367	617	250
1908	183	611	1000	366	619	ca. 247
1909	182	567	1209	369	610	ca. 247
1910	182	574	1303	371	610	239
1911	183	594	1345	353	613	254
1912	193	611	1332	391	646	256
1913	192	ca. 700	1300	—	782	256

Quelle: Herrmann, *Arming of Europe*, S. 234; Stevenson, *Armaments*, S. 132

Tabelle 2: Die Kriegsstärke der Dreibundstaaten und der Entente 1911

	Armeekorps	Divisionen	Gesamtstärke
Deutschland	26	90	3 479 000
Österreich-Ungarn	16	57,5	2 025 000
Mittelmächte insgesamt	42	147,5	5 504 000
Italien	12	37	1 200 000
Dreibund insgesamt	54	184,5	6 704 000
<hr/>			
Frankreich	21	70	3 348 000
Russland	37	137	3 750 000
Zweibund insgesamt	58	207	7 098 000
England	–	7	350 000
Entente insgesamt	58	214	7 448 000

Quelle: Reichsarchiv, Kriegsrüstung, Band 2, Tabelle 15

Wenn das Deutsche Reich einen kontinentalen Krieg von langer Hand geplant hätte, so wie das Fritz Fischer in seinem zweiten großen Buch behauptet hat, wäre es, wenn man nicht vollkommene Inkompetenz der Handelnden unterstellt, das absolute Minimum gewesen, sich dazu der Mithilfe der Verbündeten zu versichern.¹¹² Zwar gab es viele skeptische Ansichten über die italienische Leistungsfähigkeit bei deutschen Politikern und Militärs, die hier, der Kürze halber, in Bismarcks Bonmot zusammengefasst werden sollen: «Italien alleine zählt nicht; Italien hat Appetit, bevor ihm Zähne gewachsen sind.»¹¹³ Trotzdem war es alles andere als gleichgültig, was die sechste europäische Großmacht im Kriegsfall machte, und tatsächlich war bis 1914 offenbar mit italienischer Mithilfe gerechnet worden, da in Moltkes Aufmarschanweisungen mehrere italienische Divisionen am Oberrhein eingeplant worden waren, und das, obwohl Generalstabschef Pollio gewarnt hatte, Italien sei, da es noch an den

Nachwirkungen des Libyenkriegs leide, bis auf Weiteres nicht in der Lage, im Kriegsfall Truppen nach Deutschland zu entsenden. Moltke und der Generalstab waren zwar skeptisch, auch was den militärischen Wert des Verbündeten anging, und doch vertrauten sie darauf, dass Italien mitziehen würde.¹¹⁴ Gerade weil die Entente in den letzten Jahren vor dem Krieg infolge der großen französischen Rüstungsanstrengungen und der russischen Aufrüstung¹¹⁵ eine gewisse zahlenmäßige Überlegenheit erreicht hatte, wäre es entscheidend darauf angekommen, das eigene Bündnis vereint zu wissen, als der Krieg ausbrach.

Ohne Italien und Rumänien, dessen Heeresstärke fünf Korps und zwei Kavalleriedivisionen betrug, kämpfen zu müssen, minderte die deutschen Siegeschancen beträchtlich, noch bevor der erste Schuss abgefeuert worden war.¹¹⁶ Doch gesellte sich ein zweites Faktum hinzu, das universell und vollkommen zu Recht als kapitaler Fehler Deutschlands schon in den ersten Kriegstagen gewertet wird: die Verletzung der belgischen Neutralität. Belgien wurde nach dem deutschen Kriegsplan als Durchmarschland im Westen gebraucht, weigerte sich aber, Deutschland den Durchmarsch zu gewähren.

Dass es dazu kommen konnte, lag daran, dass die deutschen Stellen von einem anderen Szenario ausgegangen waren, als sie von Belgien die Durchmarschrechte verlangten. Zwar hatte der Generalstab die Operationen in Belgien, vor allem die beschleunigte Wegnahme der Schlüsselfestung Lüttich, im Detail geplant. Und doch hatte die deutsche Regierung gehofft, Belgien werde sich mit symbolischem Widerstand begnügen.¹¹⁷ Dies war nicht so abwegig, wie es aus der Rückschau scheint. So verhielt sich nämlich Luxemburg, der andere neutrale Staat, den deutsche Truppen direkt bei Kriegsausbruch besetzten. Hier hatte sich die Regierung auf einen diplomatischen Protest beschränkt. Großherzogin Marie Adelheid hatte deutschen Truppen mit ihrem Auto die Straße versperrt – und es bei dieser symbolischen Widerstandshandlung bewenden lassen. Die Herrscherfamilie blieb im Land.¹¹⁸ Ähnliches hatte die deutsche Regierung auch für Belgien angenommen. Bethmann Hollweg sagte am 2. Dezember 1914 im Reichstag, er habe Anfang August 1914 gehofft, die belgische Regierung werde sich entschließen, «das Land zu schonen und sich unter Protest auf Antwerpen zurückzuziehen».¹¹⁹ Wäre es so gekommen, hätte sich die belgische Frage auch international ganz anders dargestellt. Doch Belgien wehrte sich tapfer

und die vorbereiteten Pläne für einen Handstreich auf Lüttich traten in Aktion.

Da Deutschland sich nicht bremsen ließ, trat Großbritannien auf den Plan, das sich als Beschützer der von den Großmächten garantierten belgischen Neutralität ausgab. Als die deutsche Führung, als Bethmann Hollweg schließlich begriff, dass Großbritannien in den Krieg eintreten würde, versuchte sie gegenzusteuern und vielleicht den ganzen Krieg zu vermeiden,¹²⁰ aber da waren ihr die Dinge durch das österreichische Ultimatum an Serbien und dessen Ablehnung, durch das Drängen des an seinen engen Zeitplan gebundenen Militärs¹²¹ und die russische Generalmobilmachung aus der Hand geglitten. Bethmann hatte Anfang August halbherzig versucht, den Militärs den Bruch der belgischen Neutralität zu untersagen;¹²² dann bemühte er sich in der Diskussion mit dem britischen Botschafter, Großbritannien vom Kriegseintritt zurückzuhalten; er versprach die Unversehrtheit des französischen Besitzstandes, zumindest in Europa,¹²³ und in seiner Erregung sprach er davon, dass der belgische Vertrag doch nur ein «Fetzen Papier» sei, «a scrap of paper», der es nicht rechtfertige, dass Deutschland und Großbritannien miteinander in Krieg gerieten.¹²⁴ Tatsächlich hatte Preußen im Jahre 1839 den Vertrag, in dem die Großmächte die belgische Neutralität garantiert hatten, mit unterzeichnet. Bethmann Hollweg leugnete nicht, dass der Überfall auf Belgien ein Unrecht war; er definierte es aber als einen Akt nationaler Notwehr, eine Ansicht, die in Deutschland weithin geteilt wurde. Im Dezember 1914 widerrief Bethmann seine Auffassung vom «Unrecht», da in Belgien Dokumente gefunden worden seien, die beweisen würden, dass das Land in Wahrheit gar nicht wirklich neutral gewesen sei und mit Großbritannien kooperiert habe.¹²⁵

Die deutsche Politik wurde durch die Verletzung der belgischen Neutralität schwer belastet; ein Fehler, den die Militärs zu verantworten hatten, aber auch die Politiker, die ihnen den Einmarsch in Belgien nicht kategorisch untersagt hatten. Nun mussten sie nicht nur gegen Russland und Frankreich, sondern gegen einen zusätzlichen kleinen, aber tapferen und einen weiteren, sehr großen und mächtigen Gegner kämpfen, nämlich gegen Belgien und Großbritannien. Den Krieg gegen Russland und Frankreich allein hätten die Zentralmächte mit großer Wahrscheinlichkeit gewonnen. Doch Großbritanniens Kriegseintritt am 4. August 1914 machte, wie Kriegsminister v. Falkenhayn zu einem amerikanischen Dip-

lomaten sagte, einen ungeheuren Unterschied, sowohl was die Kriegsdauer angehe, die er auf drei bis vier Jahre schätzte, als auch vielleicht für den Ausgang.¹²⁶ Die britische Intervention entschied auch über die Haltung Italiens. Bei Abschluss des Dreibunds im Jahre 1882 hatte der damalige italienische Außenminister, Pasquale Stanislao Mancini, dem Vertrag die sogenannte «Mancini-Deklaration» angehängt, die besagte, dass sich der Dreibund keinesfalls gegen Großbritannien richten dürfe.¹²⁷ Zwar war bei einer späteren Vertragsverlängerung die Klausel entfallen, nicht aber die ihr zugrunde liegenden Tatsachen. Italien war, bei seinen langen Küsten und der britischen Seeherrschaft im Mittelmeer, nicht in der Lage, gegen England Krieg zu führen; und an diesem Faktum hatte sich auch über dreißig Jahre später nichts geändert.

Großbritannien wäre zwar mit großer Wahrscheinlichkeit ohnehin in den Krieg eingetreten, aber hätte Deutschland nicht durch die Invasion Belgiens den Kriegsgrund geliefert, wären für den interventionistisch gesinnten Außenminister Sir Edward Grey und das Foreign Office sehr viel größere innenpolitische Widerstände zu überwinden gewesen. Grey wollte zu seinen kontinentalen Verpflichtungen stehen; in seinen Augen war der britische Kriegseintritt die praktisch unausweichliche Konsequenz des ausbrechenden Kontinentalkriegs und der bestehenden bündnispolitischen Konstellationen des Jahres 1914, und nicht etwa nur eine Reaktion auf die deutsche Invasion in Belgien. Das britische Kalkül ging in eine Richtung, die Sir Eyre Crowe am 25. Juli 1914 so formuliert hatte: «Sollte der Krieg kommen und England beiseitestehen, wird eines der folgenden zwei Dinge geschehen: a) Entweder Deutschland und Österreich-Ungarn siegen, zerstören Frankreich, und demütigen Rußland. Wie wird dann ein England ohne Freunde dastehen? b.) Oder Frankreich und Rußland siegen. Wie wird dann ihre Haltung gegen England sein? Was ist mit Indien und dem Mittelmeer?»¹²⁸ So sahen Sir Edward Grey und seine Mitarbeiter im Foreign Office die Dinge. Aus dieser Warte hatte Großbritannien durch die Neutralität nichts zu gewinnen, wenn auch später Historiker wie Niall Ferguson fragten, ob sie Großbritannien nicht die beste Möglichkeit geboten hätte, sein Empire zu erhalten.¹²⁹ Von Grey wurden Anfang August 1914 in einer großen Rede zwei zwingende Gründe für den Kriegseintritt formuliert: Der erste war eine Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland und der zweite ein Angriff auf die schutzlose französische Küste. Im Jahre 1912 hatten sich Großbritannien

und Frankreich darauf geeinigt, dass die französische Flotte sich im Mittelmeer konzentrieren und die britische Flotte die atlantische Verteidigung übernehmen würde.¹³⁰ Die deutsche Führung hatte in den letzten Julitagen allerdings Großbritannien goldene Brücken zu bauen versucht und versprochen, im Fall der britischen Neutralität die französische Atlantikküste nicht anzugreifen.¹³¹

Alle diese Fragen verloren durch die deutsche Invasion Belgiens an Bedeutung. Deutschland hatte sich international ins Unrecht gesetzt und den britischen Interventionisten den Kriegsgrund geliefert. Dieser völkerrechtswidrige Akt erzeugte schon in den ersten Tagen des Krieges eine überaus schlechte Presse für Deutschland, und dies blieb nicht auf die Feindstaaten beschränkt, sondern umfasste die gesamte neutrale Welt. Die Schlacht um «hearts and minds», um die Weltmeinung, verlor Deutschland schon in diesen Tagen. Wenig später kamen noch die «Belgian atrocities» hinzu, massive Übergriffe der unerfahrenen und nervösen deutschen Truppen gegenüber Zivilisten. Die belgische Bevölkerung war über den deutschen Einmarsch natürlich empört und wehrte sich; wohl auch durch Aktionen, die am besten als Partisanenkrieg zu beschreiben sind. Die deutschen Soldaten wussten sich in Belgien in Feindesland und wurden bisweilen von belgischen Freischärlern angegriffen. Bei überzogenen Abwehraktionen gegen reale und manchmal vielleicht auch nur eingebildete Beschießungen und Überfälle aus dem Hinterhalt kamen Tausende von Zivilisten ums Leben. Große Kulturdenkmäler, wie die Bibliothek in Löwen, wurden durch Brandstiftung vernichtet.¹³²

Die Empörung über den deutschen Einmarsch in Belgien war und ist vollkommen berechtigt – und doch sei hervorgehoben, dass Durchmarschplanungen durch neutrale Länder vor 1914 eine beliebte Generalstabsarbeit waren und keinesfalls ein deutsch-französischer Sonderfall. Was den deutschen Fall besonders macht, ist, dass hier den Militärs durch die politische Führung erlaubt wurde, ihre Planungen in die Tat umzusetzen. Was das angeht, war der sofort erhobene Vorwurf des deutschen «Militarismus» berechtigt. Nicht nur die Gegner, sondern auch die Neutralen kritisierten das deutsche Vorgehen und warfen dem Deutschen Reich den Bruch internationaler Verträge vor. Das von der deutschen Führung vorgebrachte Notwehrrecht konnte niemanden überzeugen, denn in Not waren alle kriegführenden Parteien gleichermaßen. Deutsche Intellektuelle und Professoren versuchten hier auszugleichen, indem sie sich mit

dem Pamphlet «Es ist nicht wahr» gegen diese Vorwürfe wandten. Sie argumentierten aber so ungeschickt – sie versuchten, den Vorwurf des Militarismus ins Positive zu kehren, statt ihn abzustreiten –, dass sie das deutsche Ansehen noch weiter beschädigten, statt die Vorwürfe zu entkräften. Die dilettantischen Bemühungen der deutschen Regierung und auch der deutschen Intellektuellen, international Verständnis für ein deutsches Recht auf Notwehr zu wecken, vergrößerten den Schaden, weil sie den Eindruck erzeugten, dass nicht nur die Reichsleitung, sondern auch die Größen des deutschen Geisteslebens bereit waren, die Rechte neutraler Staaten mit Füßen zu treten.

Im August 1914 war der große Krieg da. Die Zweibundmächte standen im Kampf gegen eine unerwartet große Koalition; Großbritannien war auf Seiten der Gegner; der Dreibundpartner Italien verweigerte die Bündnishilfe unter Hinweis auf den defensiven Charakter der Allianz; Belgien verwehrte den Durchmarsch nach Frankreich und kämpfte tapfer gegen die deutschen Invasoren. Das bewusste Ausspielen der militärischen Option hatte nicht nur die gesamte Entente, sondern auch die öffentliche Meinung in wichtigen neutralen Staaten – hier sind vor allem Italien und die USA zu erwähnen – gegen die Mittelmächte mobilisiert. Darüber hinaus war die diplomatische Vorbereitung infolge des Zeitdrucks der militärischen Planungen, aber auch zunehmender Kopfllosigkeit der politischen Führung mangelhaft. Fürst Hatzfeld sagte kurz nach Kriegsausbruch zu Graf Lerchenfeld: «Wenn unser Auswärtiges Amt es sich zur Aufgabe gesetzt hat, alle Gegner Deutschlands zu gleicher Zeit vor die Klinge zu bringen, so hat es diese Aufgabe glänzend gelöst.» Drastischer drückte sich der Kaiser aus: «Die Verbündeten fallen schon vor dem Kriege von uns ab, wie die faulen Äpfel! Ein totaler Zusammenbruch der auswärtigen deutschen bzw. auch österreichischen Diplomatie. Das hätte vermieden werden müssen und können!»¹³³ Diese diplomatische Katastrophe blieb natürlich nicht ohne Auswirkungen auf die Aussichten, den Krieg militärisch zu gewinnen – und doch sah es in den ersten Monaten des Krieges so aus, als wenn den deutschen Armeen genau dies gelingen würde.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de